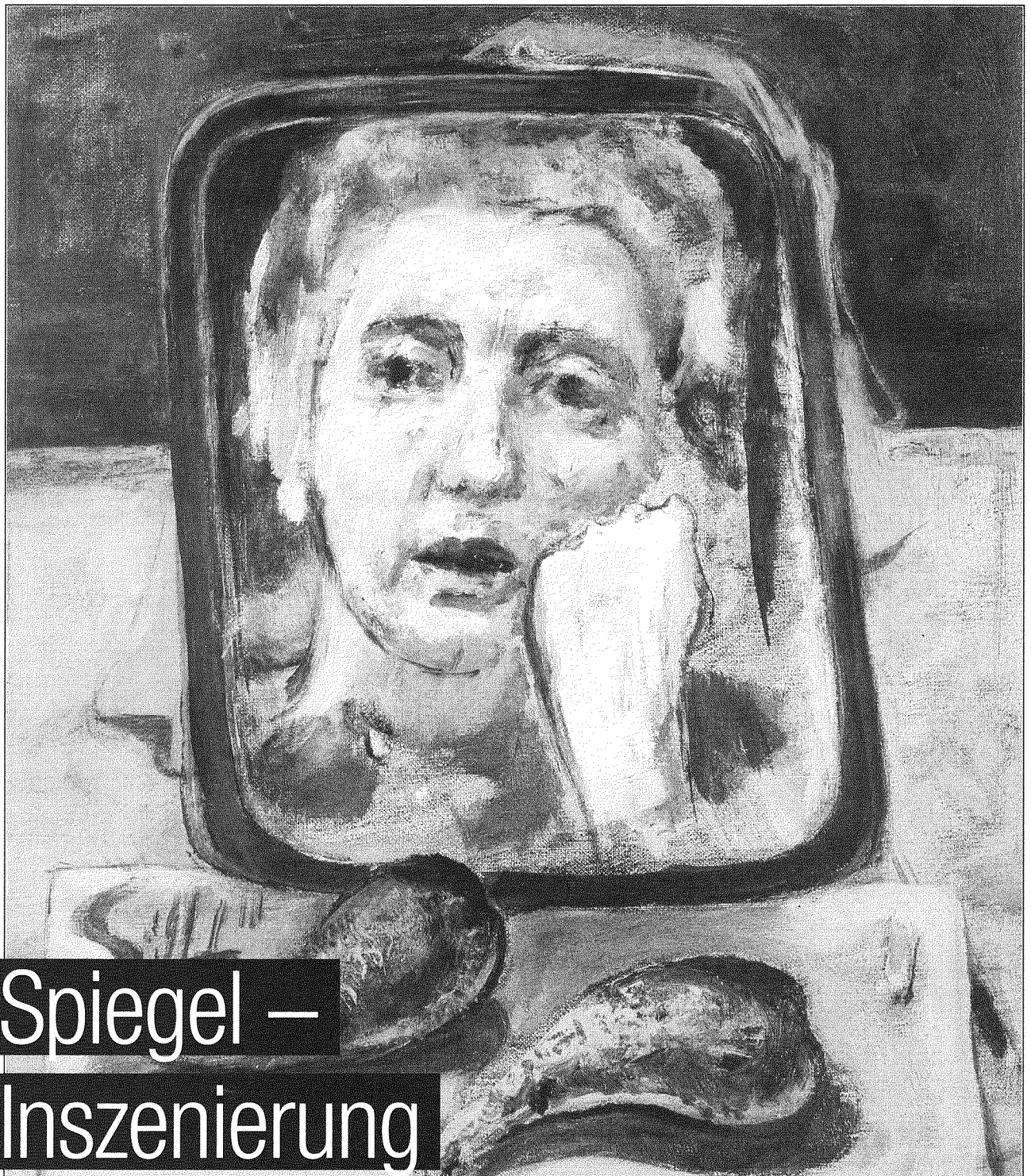


FAMA

Feministisch-  
theologische  
Zeitschrift  
15. Jahrgang  
Juni 1999

# FAMA 2



Spiegel –  
Inszenierung

Meine Mutter schmunzelte immer ein bisschen über Jeanette. Denn Jeanette stellte sich jeden Morgen vor den Spiegel, blinzelte sich zu und rief im breitesten «Walliserdeutsch»: «Jeanette, was bisch Dü ver es süüphärb's Wiibvolch!»<sup>1</sup> – Und sie tat dies als Fünfzigjährige nicht verschämt und heimlich. Nein, sie erzählte es sogar ihren Freundinnen. Das fand meine Mutter zwar liebenswert, aber doch ein bisschen überspannt. Einfach zu theatralisch und übertrieben selbstbewusst. Meine Mutter hingegen, ganz Realistin, sah der Wahrheit in die Augen. Sie sah ihr Gesicht, gezeichnet vom Leben, erinnernd an Zeiten intensiver Trauer. Und sie sah den Prozess des Älter-werdens. Wenn sie ein neues Kleid zu Hause anprobierte, stellte sie sich vor den grossen Spiegel im Schlafzimmer. Prüfend betrachtete sie sich dann von oben bis unten. «Steht es mir gut, macht es mich schlank?» war die obligate Frage, die dann folgte.

Spiegel – Inszenierung. In dieser Kombination haben wir den Titel dieser FAMA gewählt. Spiegel ermöglichen erst die Selbstbetrachtung, da sie das Bild, das ihnen entgegenkommt, durch ihre glatte Fläche zurückwerfen. Sie schaffen ein Gegenüber, einen Bezugspunkt, wo in Wirklichkeit keiner ist. Sie laden aber auch ein zur Selbstdarstellung, zur Inszenierung des Selbst, was das Theatralische aufnimmt. Sich in Szene, ins Bild zu setzen. Auf der Bühne der Öffentlichkeit eine Show der Selbstdarstellung abzuziehen.

«Was ist das Verhältnis von Frauen zu Spiegeln?» fragt Farideh Akashe-Böhme in ihrem Artikel. Erst durch das Spiegelbild wird Frau zum Objekt des eigenen Blickes, indem sie sich selbst als etwas Äusseres anschaut. Der Gebrauch des Spiegels ist für Frauen nicht Zeichen von Eitelkeit oder Lust am eigenen Selbst. Der eigene Blick in den Spiegel ist der Blick der Anderen, der

imaginierten Öffentlichkeit mit ihren Massstäben. Es ist deshalb immer ein prüfender Blick, der nach Mängeln sucht. Der Spiegel wird ein Hilfsmittel zur Selbstkontrolle.

«Was einst der Seele der Beichtstuhl, ist dem Körper die Umkleidekabine.» Wie die Umkleidekabine zum Ort der Qualitätskontrolle einer Religion des Fleisches wird, beschreibt Silvia Strahm Bernet in ihrer Kolumne.

Apropos Beichte: Der Spiegel, der den Blick auf den Tod wirft, fordert die Edelfrau im Basler Totentanz ähnlich einem Beichtspiegel auf, den eigenen Lebenswandel zu reflektieren. Gleichzeitig lässt er sie zur «Vanitas Mundi, zur weiblichen Personifikation der Nichtigkeit allen weltlichen Lebens» werden. In ihrem Beitrag zeigt Irina Bossart auf, wie sich im Basler Totentanz die Verachtung von Welt, Leiblichkeit und Frauen im Bild der Frau mit dem Spiegel verbinden.

Spiegel werden mit der weiblichen Frage nach der eigenen Schönheit verbunden. (Spieglein, Spieglein an der Wand...) Einer Inszenierung von Schönheit als Steigerung der eigenen Marktchancen setzt Lisa Schmuckli eine Ästhetik gegenüber, die von der Wahrnehmung der eigenen – widersprüchlichen – Individualität ausgeht. Sie lädt ein, in der Wirklichkeit anzukommen. Frauen, so Schmuckli, werden in einem Akt der Selbstdarstellung zu Alltagskünstlerinnen, wenn sie ihre persönliche Lebensweise umsetzen und «ihren tastenden Augen und Sinnen mehr zutrauen und vertrauen, als ihrer Phantasie.»

Was aber geschieht, wenn kein Spiegel da ist? Können Andere mir zum Spiegel meiner Selbst werden, indem sie mich zurückspiegeln? Marlo Morgan beschreibt diesen Versuch wie folgt: «Die Tatsache, dass ich die ganze Zeit keinen Spiegel hatte, schien meine Wahrnehmung von mir selbst zu beeinflussen. Mir kam es vor, als ginge ich in einer Art Kapsel mit Augenschlitzen umher. Ich blickte nur nach draussen, auf die anderen, und beobachtete, wie sie auf meine Handlungen oder das, was ich sagte, reagierten.»<sup>2</sup>

Dorothee Dieterich geht dieser Kultur der Selbstbezogenheit und der Suche nach Rückmeldungen kritisch nach, bei der Andere zum Spiegel des eigenen Selbst werden. Sie betrachtet auch die Gesprächstechnik des Spiegeln. Beide Kommunikationsformen, so Dieterich, führen aber letztlich zu Beziehungslosigkeit, da es nicht zu einem wirklichen Austausch kommt, weil jeweils ein Teil draussen, ausserhalb des Blickfeldes bleibt.

Im Spiel andere Gesichter, Rollen und

Geschichten leben: In ihrer kurzen Darstellung der Entwicklungen der Butch- und Femmeskultur innerhalb der Lebenszene beschreibt Barbara Seiler ein Experimentierfeld. Hier haben Frauen mit den Geschlechterrollen zu spielen begonnen und sie dadurch als kulturelle Inszenierungen entlarvt.

Um ein Bild des eigenen Selbst zu entwerfen, braucht es manchmal ein Bild, das dem eigenen vorangeht und ihm eine Ahnung der eigenen Entfaltungsmöglichkeiten eröffnen kann.

«Die anderen Frauen sind mein Spiegel, und was ich in keiner von ihnen sehen kann, ist mir versagt», schreiben die Philosophinnen aus Mailand.<sup>3</sup>

Dass die Spiegelung in allgegenwärtigen Frauen wie Lady Di, Monika Lewinsky und Mutter Theresa für Frauen eine Ermutigung sind, bezweifeln Andrea Günter und Antje Schrupp. Einerseits würden berühmte Frauen als Frauen neutralisiert und kämpften deshalb um die Wahrnehmung ihrer weiblichen Existenz. Andererseits sei die Spiegelung bedeutungslos und frustrierend, wenn sie nicht über Vermittlung, Deutung und Anbindung zu einer Begegnung und zum Dialog führe.

Doris Strahm geht der Frage nach, was es für Frauen bedeutet, keinen himmlischen Spiegel, keine Vorstellung einer weiblichen Transzendenz zu haben. Luce Irigaray zitierend, weist sie darauf hin, dass das Fehlen eines göttlichen Spiegels, einer weiblichen Gottheit das Selbstbild von Frauen wesentlich geprägt und das Bewusstsein des göttlichen Seins von Frauen zerstört hat. Das Fehlen eines göttlichen Spiegels erweise sich auch als Fehlen eines Horizonts, einer Ahnung der Vollkommenheit, die uns hilft, Frau zu werden und unsere Subjektivität zu entfalten.

Mit welchem Blick, mit welcher Ahnung von sich selbst hat wohl meine Mutter jeweils ihr Spiegelbild betrachtet? Wäre dieser Blick anders geprägt gewesen, hätte sie vielleicht auch das «süpphärb Wiibvolch» erkannt, das ihr entgegeblickte.

Barbara Lehner

1) Für jene, die in meiner Muttersprache nicht so bewandert sind: «Jeanette, was bist Du für eine wunderschöne Frau!»

2) Marlo Morgan, Traumfänger. Die Reise einer Frau in die Welt der Aborigines, München 1995, 103.

3) Liberia delle donne di Milano, Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin 1991, 151.

# Frau/Spiegel – Frau und Spiegel

Farideh Akashe-Böhme

Das Spiegelbild ist ein ganz einzigartiges Bild, das sich von allen anderen unterscheidet. Es verdankt sich keiner Darstellungsabsicht. Es ist nicht geprägt von einer künstlerischen Intention, sondern gewissermassen von der Natur selbst gezeichnet. «Der Spiegel kann ein verzerrtes Bild geben, gewiss, aber das ist nur seine Mangelhaftigkeit: der erfüllt seine Funktion nicht recht» sagt der Philosoph Hans-Georg Gadamer<sup>1</sup>. Das heisst umgekehrt, wenn der Spiegel ein guter Spiegel ist, ist er objektiv. Aber was heisst das?

Zeigt uns der Spiegel so, wie wir sind? Indem wir mit dieser Frage die Frage nach dem Spiegel auf uns selbst zurückwenden, wird die Sachlage alles anders als einfach. Man kann das schon durch die triviale Tatsache erkennen, dass das Spiegelbild unser Aussehen seitenverkehrt wiedergibt. Das Photo eines Menschen und sein Spiegelbild unterscheiden sich deshalb. Man mag dem wenig Gewicht beimessen, aber diese triviale Tatsache enthält doch einen tieferen Sinn. Wenn das Spiegelbild auch objektiv sein mag, ich selbst bin kein Objekt, sondern werde es erst durch das Spiegelbild. Oder anders ausgedrückt: Ich schaue aus mir heraus, aber im Spiegelbild schaue ich mich als etwas Äusseres an.

Dieses Objekt-Werden, dieses Bild-Werden hat einen eigentümlichen Reiz. Es fängt schon an mit der Rahmung. Dadurch, dass ich im Rahmen erscheine, werde ich hervorgehoben und von der übrigen Welt getrennt. Schon die Abblendung der Umgebung lässt die Farben intensiver werden, aber darüber hinaus steigert der Spiegel auch durch seine eigenen Eigenschaften meine Erscheinung. Von diesem Effekt machen manche Spiegelhersteller bewusst Gebrauch, indem sie den Hintergrund goldschimmernd gestalten. Man redet dann vom «Schönheitsspiegel». Aber auch beim ganz gewöhnlichen Spiegel teilt sich der Glanz der Spiegelfläche dem eigenen Aussehen mit. Und schliesslich verleiht einem der Spiegel,

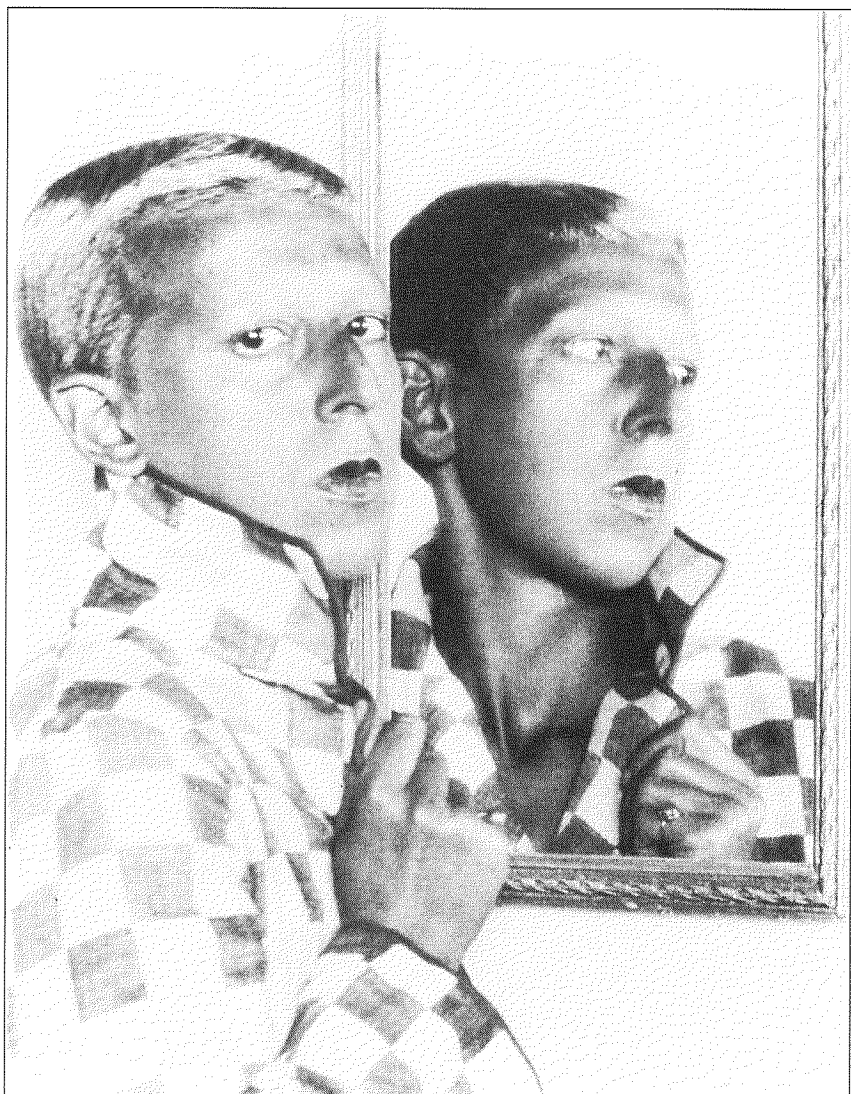
und sei es auch nur für einen Augenblick, eine Bestimmtheit, wie wir sie im ständig wechselnden Fluss des inneren Erlebens nie erfahren. Deshalb ist es so faszinierend, in den Spiegel zu schauen: Es gibt einem das Gefühl gesteigerten Daseins.

Frauen schauen viel in den Spiegel. Es mag sein, dass sie in erster Linie jenes leichte Spiel der Steigerung des eignen Daseins lieben. Der Spiegel gibt uns etwas, was wir von uns aus nicht haben, nämlich Bild zu sein. Aber wird das im Blick in den Spiegel wirklich so erfahren? Nehmen Frauen, was sie da sehen, nicht schlicht als sich selbst? Das jedenfalls wird ihnen gewöhnlich unterstellt. Der Blick in den Spiegel sei eigentlich Eitelkeit; die Lust, die darin erfahren wird, sei eine Lust nicht am Bild, sondern am eigenen Selbst. Und was der Spiegel hinzutut, Bedeutung, Intensität und Glanz, so sagt man, schreibe die Frau sich selbst zu.

Betrachten wir den Spiegelgebrauch genauer. Es gibt eine sehr charakteristische Darstellung des Spiegelgebrauchs in einem Märchen der Brüder Grimm. Es handelt sich um die Geschichte von Schneewittchen und den sieben Zwer-

gen oder besser gesagt, die Geschichte ihrer «bösen, bösen» Stiefmutter.

Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land? Zwar sind diese Verse aus dem Grimms Märchen «Schneewittchen» oft gedeutet worden. Das Märchen ist als eine Geschichte von Konkurrenz, Eitelkeit und Narzissmus interpretiert worden. Aber ich vermute, dass es auch anders gedeutet werden kann. Es handelt sich hier nämlich nicht um eine junge Frau, die sich durch den Blick in den Spiegel in Hoffnungen und Sehnsüchten verliert oder gar ihr Selbstbewusstsein aufbaut, sondern um die alternde Königin, die sich ihrer Schönheit durchaus bewusst ist, aber sich in ihrem Rang bereits durch die nachfolgende Generation bedroht sieht. Die Frage an den Spiegel ist von Anfang an eine bange Frage. Dies gilt aber allgemein: Der Blick in den Spiegel ist ein prüfender Blick. Frauen haben in allen Kulturen und zu allen Zeiten im Bannkreis des Spiegels gelebt und leben in einem ambivalenten Spannungsverhältnis zu diesem Gegenstand. Frauen tragen in ihren Handtaschen Spiegel und scheuen sich auch nicht, in aller



Claude Cahun, Selbstporträt, um 1928.

Öffentlichkeit immer wieder hineinzuschauen; Frauen behängen ihre Räume viel häufiger mit Spiegeln als Männer; sie können an keinem Spiegel vorbeigehen, ohne hineinzuschauen. Das Hineinschauen, der Blick in das eigene Spiegelbild ist aber keineswegs, wie immer behauptet wird, die selbstgefällige Bejahrung, und er dient auch nicht der Bewunderung. Vielmehr beobachtet und prüft frau im Spiegel selbstkritisch und ängstlich, ob sie nicht etwa zu blass, zu fett, zu faltig sei; sie sucht nach Mängeln. Das Spieglein an der Wand ist auch die imaginierte Öffentlichkeit; frau nimmt in ihrem Spiegelbild die Blicke aller vorweg.

Nach Jean-Paul Sartre ist der Blick der anderen konstitutiv für die zwischenmenschlichen Beziehungen. Der fremde Blick ist «der heimliche Tod meiner Möglichkeiten». Wenn ich mich von dem Anderen angeblickt weiss, erfahre ich mich im Blick des Anderen als Gegenstand. Dies ist eine Selbstentfremdung, die von einer vollständigen Weltentfremdung gefolgt wird. Unter dem Blick des Anderen bekommt mein Sein eine Dimension, die mir prinzipiell unzugänglich ist, da ich mich niemals so sehe, wie die Anderen mich sehen. Dieser Blick des Anderen ist eine Heimsuchung, wie eine Macht, die über meine Selbstständigkeit oder mein Unterworfenheit entscheidet; denn er macht mich zum «Gegenstand der Schätzung und der Abschätzung» und gibt mir meinen «Wert»; d.h. mit anderen Worten, dass der Blick der Anderen eine Macht ist, der ich unterliege. Die Erfahrung des Unterworfenheit unter den Blick des Anderen ist eine kulturelle Urfahrung der Menschheit schlechthin. Bei Gewahrwerden des Blicks des Anderen stürzt man unvermittelt «durch die Zeitschächte zurück in älteste Kindheit und noch weiter bis zur ursprünglichen Wildheit der Dinge und erstarrt, zerfällt unter der dämonischen Macht fremdartigster Augen»<sup>2</sup>. Das Kind macht in den frühesten Lebensphasen die fundamentalen Blickerfahrungen; es erfährt und spiegelt sich im Glanz des Auges der Mutter (Kohut) und identifiziert sich mit der Mutter. In dieser ersten kommunikativen Erfahrung erfährt das Kind durch den Blick der Mutter die Ablehnung bzw. Zuwendung, verworfen oder angenommen zu sein; eine Erfahrung, die für die Selbst- und Weltwahrnehmung die Grundsteine legt.

«Das Verhältnis der Frau zu sich lässt sich zeigen am Spiegel. Der Spiegel, das sind die Blicke der Anderen, die vorweggenommenen Blicke der Anderen»<sup>3</sup>. In das Spiegelbild der Frau geht nicht nur die vorweggenommene Abschätzung ein, sondern sie sieht ihr Spiegelbild durch die Augen der Ande-

ren. Der weibliche Blick, verfremdet durch die männlichen Definitionen und Projektionen, sucht im Spiegel sich selbst in dem Anderen, das sie erblickt. Aber «es kommen die Schreckensmomente, wo die Frau sich im Spiegel sucht und nicht mehr findet. Das Spiegelbild ist irgendwohin verschwunden, der Blick des Mannes gibt es ihr nicht zurück»<sup>4</sup>.

Die Theorie der Konstitution des Selbstbewusstseins im Spiegelstadium (Lacan) übersieht allerdings, dass einen aus dem Spiegel das eigene Auge anschaut und nicht die anderen. Die Erfahrung vor dem Spiegel ist «frau sieht sich» und nicht etwa: «frau wird gesehen». Frau wirft einen objektiven Blick auf sich. Der Spiegel repräsentiert den generalisierten Blick des Anderen; man kann das so auffassen, obgleich das eine Abschwächung dessen ist, was wirklich geschieht. Denn der generalisierte Blick des Anderen könnte als durchschnittliches Sehen allenfalls konstatierend und unbeteiligt sein, während der eigene Blick in den Spiegel im höchsten Masse beteiligt ist und zugleich objektivierend.

Vor dem Spiegel steht sich frau «Auge in Auge (...) selbst gegenüber»<sup>5</sup>, mit prüfendem Blick und erfährt sich, die Blicke anderer antizipierend, selbst als Mangel.

Die der Frau unterstellte Eitelkeit im Zusammenhang mit dem Gegenstand «Spiegel» ist ein männliches Missverständnis; sie schaut nicht hinein, um sich in das eigene Bild zu verlieben – Narziss ist ein schöner Jüngling, wäre er eine Frau, er würde bei der ersten Begegnung mit dem eigenen Spiegelbild nach Mängeln suchen und nicht vor Sehnsucht dahinschwinden. Der Spiegel, oft befragt, ständiger Begleiter der Frau, ist ein Signum der Selbstunsicherheit der Frau und nicht ihrer Eitelkeit. Die feministische Bewegung in ihrer Anfangsphase hatte die traditionelle Kategorisierung der Frauen als schönes Geschlecht heftig abgewiesen und die Vermarktung und Vernutzung der Frauenschönheit kritisiert. Frauen wollten sich in ihrem Verhältnis zu ihrem Aussehen nicht länger instrumentalisieren lassen. Diese Kritik hat das Reflexionsniveau erhöht, ist aber praktisch wirkungslos geblieben. Für die einzelne Frau sind die Probleme und die Zumutungen, die mit dem Thema Schönheit verbunden sind, die gleichen geblieben. Was sich gewandelt hat, sind die Frauen selbst. Der Blick in den Spiegel ist gelassener geworden.

Jede Kritik setzt einen Massstab voraus. Solche Massstäbe werden den Frauen bis heute durch Zeitschriften und Fernsehen im Übermass angedient. Es handelt sich um Idole, um Musterbilder eines vollkommenen Make-up, es handelt sich allgemein um Bilder von

Makellosigkeit und Jugend. Diese Bilder unterliegen dem eigenen kritischen Blick als Muster, wie mann, wie frau gesehen werden möchte. Doch sie haben an normativer Kraft verloren. Ihre Vielfältigkeit schon ermöglicht es, zwischen ihnen zu wählen. So wie Julia Kristeva gesagt hat, «für mich gibt es so viele Weiblichkeiten, wie es Frauen gibt», wäre es im Prinzip möglich, dass jede Frau ihr eigenes individuelles Idol hätte. So ist es natürlich nicht, und der Begriff des Idols würde dadurch auch aufgelöst. Aber das Selbstbewusstsein der Frauen ist doch gegenüber Zuschreibungen und insbesondere gegenüber männlichen Erwartungen gewachsen. Die Errungenschaften politischer Rechte, die gewachsene ökonomische Unabhängigkeit und vor allem das verbesserte Bildungs- und Ausbildungsniveau, haben den Frauen heute ein Selbstbewusstsein gegeben, aus dem heraus sie im Blick in den Spiegel eher fragen: Wie möchte ich aussehen? Und nicht mehr: Wie möchte ich gesehen werden? Dieses aktive Moment ihres In-Erscheinungtretens könnte dazu führen, dass der Spiegel für sie an Gewicht verliert. Zumindest wird er zu einem blossen Hilfsmittel der Selbstkontrolle. Es wäre zu hoffen, dass der Spiegel damit langfristig den Charakter verlöre, ein Mittel der Unterwerfung unter den Blick des Anderen zu sein. Dann würde auch die Lust am Dasein, gesteigert im Spiegelbild, auch wieder im Gebrauch des Spiegels durch Frauen das Eigentliche sein können.

---

*Farideh Akashe-Böhme, gebürtige Iranerin. Lebt und arbeitet als freie Publizistin in Darmstadt. Veröffentlichungen u.a.: Frausein – Fremdsein, Fischer Verlag 1994. Von der Auffälligkeit des Leibes, Suhrkamp 1995. Die islamische Frau ist anders, GTB 1997.*

---

- 1) Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen, Mohr/Siebeck 1960, S. 132.
- 2) Hartmut Böhme, *Sinne und Blicke*, in: *Konkursbuch 13*, 1984, S. 40.
- 3) Elisabeth Lenk, *Die sich selbst verdoppelnde Frau*, in: *Ästhetik und Kommunikation*, H.25, 1976, S. 87.
- 4) *Ebd.* S. 87.
- 5) Aurelius Augustinus, *Bekenntnisse*, hsg. v. W. Thimme, München 1982, S. 204.

#### Weitere Literatur:

- Farideh Akashe-Böhme, *Reflexionen vor dem Spiegel*, Suhrkamp Verlag 1992.
- Hein Kohut, *Narzissmus*, Suhrkamp 1975.
- Jacques Lacan, *Schriften I*, Suhrkamp 1975.
- Christopher Lasch, *Das Zeitalter des Narzissmus*, dtv 1979.
- Jean-Paul Sartre, *Das Sein und das Nichts*, Hamburg 1962.

# Spiegel

«Ich eröffne euch das Geheimnis der Geheimnisse, die Spiegel sind die Pforten, durch welche der Tod kommt und geht. Betrachtet euch euer ganzes Leben hindurch in einem Spiegel, und ihr werdet den Tod an der Arbeit sehen wie die Bienen in einem Bienenstock aus Glas.» (Jean Cocteau)

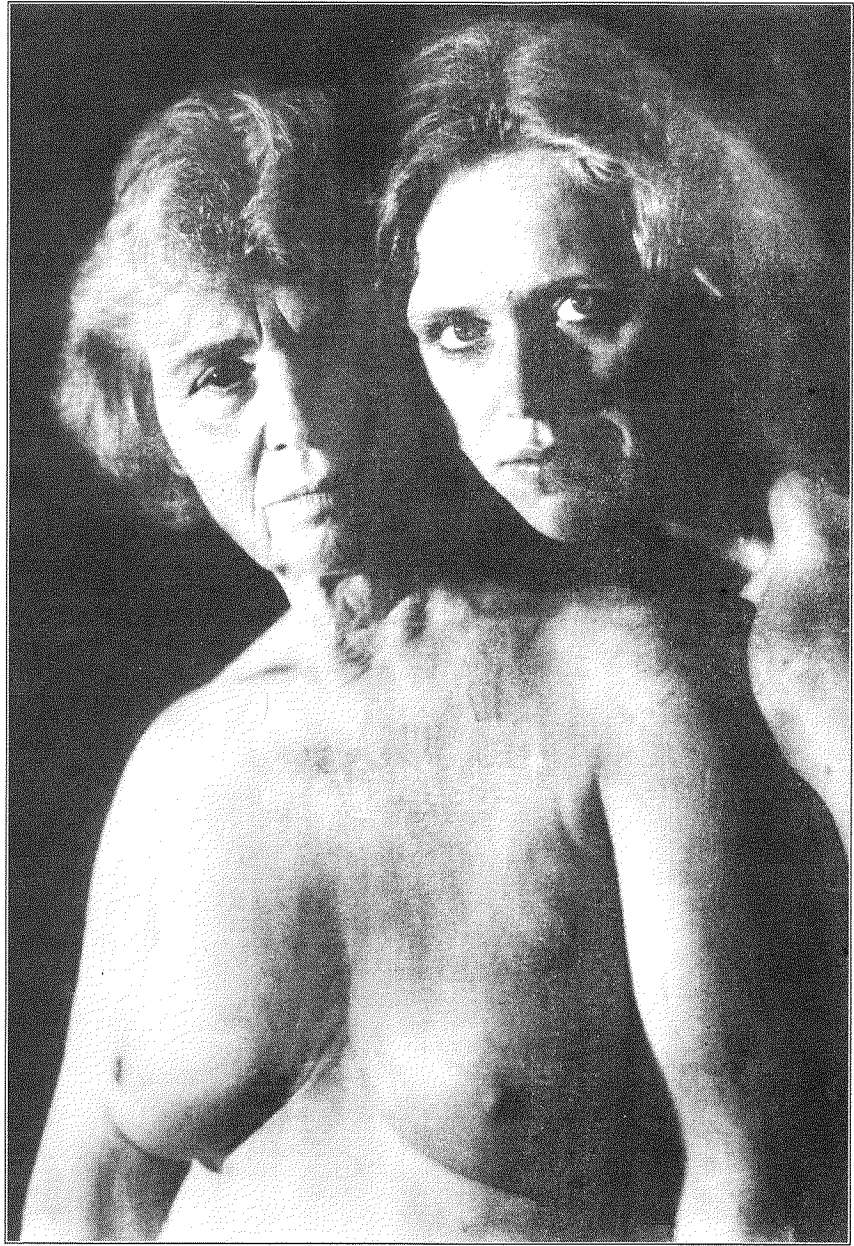
Spiegel gehören demnach nicht nur zu den ältesten Gebrauchsgegenständen der Menschen, sondern auch zu jenen Gegenständen, in denen sich Alltägliches und Unheimlich-Ängstigendes verbindet.

Natürlich erlebte man Vergleichbares auch vor der Herstellung von Spiegeln, zum Beispiel in einer glatten Wasseroberfläche, in der Menschen einst erstmals ihr Gesicht entdeckt haben mochten. Schon früh aber bemühte man sich, dieses rätselhafte Phänomen des Sich-Spiegelns einzufangen und verfügbar zu machen. Jahrtausendlang grübelten Künstler, Handwerker und Alchemisten über dem Problem, welchen Materialien die wunderbaren Eigenschaften der Wasseroberfläche zu entlocken seien.

In der Antike wurde Bronze verwendet, später geschliffener Bergkristall.

Wie auch immer die Spiegel aussahen, man schrieb ihnen geheimnisvolle Kräfte zu. In der Walpurgisnacht, so ein alter Glaube, kann ein gewöhnlicher Spiegel zu einem Zauberspiegel werden, wie zum Zaubern überhaupt alle glänzenden Oberflächen dienen. Ein Zauberspiegel zeigt das wahre Wesen der Dinge, er gibt daher zum Beispiel Kräuter gegen Krankheiten an. Er lässt als Weltspiegel Dinge sehen, die weit entfernt stattfinden; der Erdspiegel zeigt verborgene Schätze und war daher ein wichtiges Arbeitsgerät der Venezianer zum Auffinden von Erzadern, weshalb sie auch die Kunst beherrschten, Spiegel herzustellen.

Um Mitternacht kündigt aber auch der ganz gewöhnliche Spiegel die Zukunft. Und wer nachts in den Spiegel schaut, hinter dem wird der Teufel sichtbar, heisst es im Volksmund. Oft ist die



Melanie Manchot, *Doppel-Porträt – Mama und ich*, 1997.

Spiegelschau auch ein Todesorakel. Der zweite Kopf neben dem eigenen ist dann die todesverkündende Figur des eigenen Doppelgängers.

Der Spiegel ist alles in allem ein unheimlicher, daher gefährlicher Gegenstand. Unter ihm zu sitzen bringt Unglück. Einen Spiegel darf man nicht schenken, das bringt Streit. Kinder, die in den Spiegel schauen, werden hässlich, krank oder dumm, furchtsam und eitel. Im Todesfall werden die Spiegel verhängt oder gegen die Wand gedreht, damit nicht das Spiegelbild die Toten festhält. Er schützt aber vor dem bösen Blick, weil er ihn zurückwirft, höchstens zwei schwarze Flecken bleiben zur Erinnerung daran zurück. Menstruierende, die in den Spiegel schauen, hinterlassen darauf schwarze Flecken, denn sie sind unrein und verderben ihn durch ihren Anblick. Diese Vorstellungen der guten und bösen Zauberkräfte des Spiegels waren vor allem im Mittelalter verbreitet.

Der Hauptgrund mag wohl sein, dass der Spiegel dem Betrachter sein eigenes Bild vorhält, das sich wie der Schatten in einen Doppelgänger verwandelt und ein Eigenleben entwickelt. Der Spiegel enthüllt so Verborgenes und Geheimnisvolles. Was ihn aber noch unheimlicher macht, ist, dass er alles seitenverkehrt zeigt und zudem mehr zeigt, als man sonst sieht, nämlich das, was sich hinter einem verbirgt.

Im Mittelalter verbot die Kirche den Spiegel kurzerhand. Aus dem ganz und gar nüchternen Grund: Er ist ein Gegenstand der Eitelkeit!

Zusammengestellt von Silvia Strahm Bernet aus folgenden Quellen: *Verkehrte Welt im Trend, Tages Anzeiger*, 25. Januar 1996, und: *Handbuch des Aberglaubens*, Bd. 3, Wien 1996.

# Die Welt als Spiegel meiner selbst

Gedankensplitter

Dorothee Dieterich

6

Schneewittchens Stiefmutter hatte einen Zauberspiegel. Sie schaut hinein und er spricht mit ihr. Dies liegt nun keineswegs in der Natur des Spiegels, der ja dadurch Spiegel ist, dass er unkommentiert jeden einzelnen Lichtstrahl sofort zurückwirft. Dabei entsteht ein exakt wirkendes Bild. Dennoch ein Trugbild, spiegelverkehrt ist es allemal, und wer je in einen gebogenen oder schwarzen Spiegel geschaut hat, weiss, dass der Spiegel durchaus mitspricht. Allerdings produziert er mehr Hintergrundgeräusche als klare Aussagen. Anders eben der Zauberspiegel der

schönen Königin: Er wertet aus, was er sieht, und auch, was er nicht sieht. Sogar als Schneewittchen hinter den sieben Bergen verschwunden ist, zwingt er die Königin zu hören, dass ihre Schönheit am Verblässen, die der jungen Frau aber am Erstrahlen ist. Wertung ist aber gewöhnlich nicht Sache des Spiegels, sondern der Betrachterin. Er wirft, blick-, gehör- und hirnlos zurück, was auf seine Oberfläche fällt.

Zauberspiegel sind äusserst rar. Auch wenn wir im übertragenen Sinn von Spiegeln reden, meinen wir die gewöhnlichen.

Spiegel im übertragenen Sinn sind in. Auf der Suche nach Literatur tippe ich als Suchbegriff «Spiegel» in den Bibliothekscomputer. Eine Menge Titel quillt mir entgegen, alles Mögliche ist als Spiegel meiner selbst geeignet. Ich bin leicht befremdet. «Die Welt im Spiegel der Briefmarke» ist genauso vertreten wie «Jesus im Spiegel der Gleichnisse» und «Die Entwicklung des Frauenleitbildes im Spiegel trivialer Massenmedien». Was aber vor allem gespiegelt wird ist die Seele. Kinderzeichnungen, Musik, das Auge, unsere Haut, Tierfabeln, Tarot und Kabbala, die Hand: Alle sollen sie Spiegel der Seele sein.

Nie würde ich denken, dass sich meine Seele ausgerechnet in einem Spiegel zeigt. Aber spiegelt sich in diesen Titeln nicht doch das Bedürfnis, die eigene Seele zu sehen, ohne nach innen blicken zu müssen? Oder: ein Vertrauen in ein «objektives» Bild, anders, als das, das sich aus den Rückmeldungen und Reaktionen der Eltern, Kinder, Kolleginnen, Freundinnen etc. ergibt? Von ihnen sieht ja schliesslich keiner, wie ich wirklich bin. Vielleicht sehen es die Spiegel.

Das akustische Pendant zum Spiegel ist das Echo, das alles unverändert wiedergibt, was ihm vorgesagt wird. Es widerspricht nicht, wertet nicht, bringt nichts durcheinander, macht sich nicht lustig, vergisst nichts. Mein Sohn hatte kürzlich ein elektronisches Echospiegelzeug zuhause, mit dem er laufend aufnahm, was ich sagte. Statt mir zu antworten, spielte er einfach meinen letzten Satz ab. Unverfälscht. Es war entsetzlich. Ich bekam keine Antwort. Und, schlimmer: Was ich sagte, kam nicht bei ihm an. Es kam zurück.

Erträglich wurde die Szene dadurch, dass sie, bei allem Ärger meinerseits, von grossem Gelächter begleitet war. Es gab also Kommunikation jenseits des Echos. Aber welche Vorstellung, ich könnte mich selbst kennenlernen



Nan Goldin, Selbstporträt in blauem Badezimmer, Berlin 1991.

wollen, indem ich mein Echo anhöre!

In den Seelsorgeseminaren, die ich während des Studiums besuchte, war «Spiegeln» eine der wenigen Gesprächstechniken, die wir kennenlernen. Nun: Es ist ohne Frage besser, das Gesagte zusammenfassend zu wiederholen als flink in die Kiste der Tips und Ratschläge oder der Trostworte zu greifen. Stutzig macht mich aber der Begriff – (der übrigens nur sehr vorsichtig gebraucht, und vor allem von Kommilitonen, die eine reichgefüllte Trostwortkiste ihr eigen nennen, angegriffen wurde).

Ein Spiegel nimmt kein Licht auf. Er wirft zurück. Wie das Echo. Gerade weil nichts ankommt, nichts aufgenommen wird, entsteht ein Spiegelbild. Darum kann es aber in einem Gespräch kaum gehen.

Selbsterkenntnis setzt ganz im Gegenteil oft voraus, dass das, was ich ungeschickt, widersprüchlich und unvollständig gesagt habe, von meiner Gesprächspartnerin verstanden wird. Es kam bei ihr an, und sie konnte es mir in ihren Worten so wiedergeben, dass ich selbst deutlicher sehe, fühle oder sogar formulieren kann, um was es geht. Vielleicht muss ich sie korrigieren, gehen viele Sätze hin und her, bis Klarheit entsteht und ein erleichterndes «so ist es» entsteht. Ob die Inhalte angenehm, schmerzlich, schwierig oder erheiternd sind, macht dabei keinen Unterschied. Hielte sie ihre eigene Person völlig aus dem Geschehen heraus, versuchte sie also Spiegel zu spielen, bliebe ich in einem Wortsalat sitzen, im besseren Fall fände ich einen kleinen einsamen Ausweg. Schlimmer wäre es allerdings, wenn sie versuchte, Zauberspiegel zu spielen: Dann würde sie ausgewählte und damit bewertete Teile des Gesagten zurückgeben und mich mit meiner Unzulänglichkeit oder meinem vermeintlichen Glück konfrontieren, ohne mir die Gelegenheit zu geben, sie zu korrigieren, denn sie spiegelt ja nur und ist somit objektiv... Einsam bliebe ich in diesem Fall auch, und würde ich ihr glauben, hätte ich dazu die Bestätigung, dass ich nicht viel mitkriege, nicht mal mich selbst.

Menschen sind schlechte Spiegel. Sie sollten sich nicht gegenseitig Spiegel sein wollen. Es klappt nicht und führt statt zur Erkenntnis zur Isolation. Sehr viel angemessener ist ein Gespräch, das, wie oben beschrieben, auf Verstehen zielt.

Das einzige Medium, das geeignet ist zu spiegeln, ist eben ein Spiegel.

Weil er nichts anderes ist als reflektierende Oberfläche.

Im Kinderfilm Anna annA kopiert Anna sich selbst im Schulkopierer. Von da an

hat sie eine Zwillingschwester, was das Leben bunt und anstrengend macht. annA ist Anna sehr ähnlich, aber auch anders. Nach einiger Zeit beginnt Anna auch sich selbst zu hinterfragen, anstatt sich über die missglückte Kopie zu ärgern, und so beginnt sie sich zu verändern.

Entscheidend dabei ist aber nicht der Spiegel, den ihr annA vorhält, sondern die Beziehung: Die Mädchen möchten beide nicht mehr ohne einander sein. Also sehen sie zu, wie sie miteinander zurecht kommen.

Primo Levi erfindet in der Geschichte «Der Spiegelfabrikant» eine andere Art von Zauberspiegeln. Kleine Plättchen, die auf die Stirn geklebt werden und in denen sich ein Gegenüber so sieht, wie er von der Spiegelträgerin gesehen wird. Dem Spiegelfabrikant verhilft diese Erfindung zu einer glücklichen Ehe, aber die Erfindung ist ein Flopp, niemand will die Dinger kaufen.

Was nicht weiter verwunderlich ist. Denn wer will schon so genau wissen, wie er in den Augen seiner Umgebung dasteht, und wer will schon, dass jeder weiss, was sie über ihn denkt. Trotzdem: Levis Zauberspiegel mag ich gerne. Die Trägerinnen sind nämlich voll mit dabei, die Vorstellung vom objektiven Bild ist zerbrochen. Der Spiegelmacher weiss, nachdem er in einige Spiegel geschaut hat, sehr gut, dass er nicht «einfach so ist», sondern eben auch noch ganz anders, und dass die Person, die den Spiegel auf der Stirn trägt, für das Bild so entscheidend ist wie der, der hineinschaut.

Diese Spiegel wären also, anders als der Zauberspiegel der Königin, eine gute Kommunikationsgrundlage.

Dass sie niemand haben will, hat möglicherweise genau damit zu tun. Vermutlich umgehen Menschen, die überall Spiegel suchen, genauso Beziehungen wie linkische Seelsorger, die sich selbst als Spiegel verstehen. Die alte Geschichte von Narziss, der auf die Wasseroberfläche schaut und darüber die Nymphe – und sich selbst – vergisst, weist darauf hin. Anne Wilson Schaefer, amerikanische Psychotherapeutin, die sich vor allem mit Suchtfragen befasst, beschreibt ein Verhalten, das genau dazu zu passen scheint, mit dem etwas unglücklichen Begriff «Selbstbezogenheit».

Selbstbezogenheit ist für sie keine belanglose Randerscheinung, sondern der Normalfall unserer Kultur. Selbstbezogen bin ich, wenn ich alles, was um mich passiert, eben als Spiegel meiner selbst betrachte, anstatt ihm ein eigenes Wesen und eine eigene Dynamik zuzugestehen. Ein Beispiel: Das Tram fährt ausgerechnet dann eine halbe Minute zu früh, wenn ich zu spät dran bin, und ich

halte das nicht für einen dummen Zufall, sondern für einen gegen mich gerichteten Akt oder für meine Schuld. Beim Tram geht das ja noch, schwieriger wird's, wenn ich jede Laune meiner Partnerin auf mich beziehe, bei Gesprächen hauptsächlich höre, was über mich gesagt wird, alles darauf abklopfe, was es mir bringt. So sehe ich eine Menge Spiegelbilder unterschiedlicher Qualität, niemals mich selbst und schon gar keine anderen Menschen. Die Welt wird zum Spiegelkabinett, verwirrend und undurchsichtig.

Der Tip im Spiegelkabinett: Geh dahin, wo Du Dich nicht siehst. Nur so kommst Du wieder hinaus.

---

*Dorothee Dieterich arbeitet auf der Beratungsstelle für Frauen des Forums für Zeitfragen in Basel und ist FAMA-Mitredaktorin.*

---

# Abgeschminkt, schön

Lisa Schmuckli

8

Um mich zu necken, hatte mein Grossvater oft den alten Schlager mit dem Refrain '...aber schön muss sie sein' gesungen. Der Sinn der grossväterlichen Neckerei war klar: Ich hatte die Bedeutung der Schönheit für (lasterhafte, dumme, freche etc.) Frauen nicht schnell genug zu lernen. Nur überhörte mein unmusikalischer Grossvater, dass im Aber des Refrains eine wichtige Ambivalenz mitschwingt, die doppeldeutige, offene Frage nämlich: schön für wen und wofür? Schönheit als Gefallen oder als List?

## Normierte Schönheit – gesteigerte Marktchancen

Die 51-jährige Frau, die sich jünger fühlt als sie aussieht, begründet ihren Schönheitschirurgischen Eingriff – ein Facelifting und Fett-Absaugen – mit dieser Diskrepanz zwischen Lebensgefühl und Aussehen. «Ich fühle mich äusserst vital, nur mein Körper hat einfach nicht mehr zu mir gepasst. Mit jugendlichen Kleidern oder einer neuen Frisur kann man das nicht erzielen, besonders dann nicht, wenn man innerlich unzufrieden ist.» Für 60 000 Franken hat sich diese Frau ihr adäquates Lebensgefühl gekauft und die Spuren ihrer Geschichte geglättet.

Die Kunst der Verwandlung vollzieht sich nicht mehr über wechselbare Accessoires und Kleider, vielmehr wird unmittelbar am Körper selbst gebastelt und normierte Schönheit hergestellt. Der Arzt als Bildhauer für Kundschaft mit höherem Budget, präzisiert ins Auge fassend, wo später sein Skalpell ansetzen soll. Aber auch jene mit einem schmäleren Portemonnaie können sich diesem Modetrend des Body Stylings hingeben: Ihre Bildhauerei am eigenen Leibe beginnt im Fitnessstudio. Auch hier wird der Körper ins Auge gefasst, bemessen, traktiert, gequält, gefordert, bis das phantasierte Traumbild, das sich diese Menschen von sich selbst machen, herausgeschwitzt ist und genormt hervorscheint. Das Aussehen muss stimmen – und wird damit zu einem 'er-

folgversprechenden Kapital'.

Nun kann frau diese Tendenz beklagen (wie dies Nancy Friday tut!) oder aber zu verstehen versuchen. Ich denke: Just in dem Moment, in dem die juristischen und ökonomischen Differenzen zwischen Männern und Frauen verschwinden und damit strukturelle Ungleichheiten (wie Lohndiskriminierungen, Zugang zu Job und Bildung, Wahl der Lebens- und Familienformen) von der Gesellschaft bzw. dem Politsystem 'behooben' werden, wird die symbolische Ebene und damit die (zugeschriebenen und selbstbestimmten) Be-Deutungen ausschlaggebend für die Herstellung von Hierarchie und Geschlechterordnung!<sup>2</sup> Schönheit wird folglich zu einem immer wichtigeren Kriterium funktionalisiert, mit dem man die Geschlechterhierarchie wiederherstellen und auf dem (Arbeits-, Heirats-)Markt auch durchsetzen kann.

## Alltägliche Diva

Als Kriterium der symbolischen Ebene erhält Schönheit eine Bedeutungsvielfalt, mit der frau lustvoll und schamlos spielen kann (sofern sie will).

Eine solche Inszenierung von Schönheit zeigt die Postkarte aus der Reihe der Shooting Divas, faszinierend in ihrer Lebendigkeit und Widersprüchlichkeit: Es ist die Darstellung einer Diva, konkret: Anna Luif, mitten in einer Bewegung, in ihrem Element schwimmend (Wasser oder Luft?), schwungvoll, kühl wirkend (in blauem Grund) und einen (gelben) Wärmestrom um sich rankend, Haut zeigend, den Blick nach aussen verwischend und nach innen konzentriert. Eine Diva, die jedoch nichts Künstliches an sich hat, vielmehr eine Frau ist aus Fleisch und Blut, weder übermässig geschminkt/schlank/grazil noch affektiert und überdreht in ihrem So-Sein. Vielmehr ist diese Diva mitten drin, ihre Bewegung ist kraftvoll, schwappt aus dem Bild heraus und zieht mich mit, und zugleich bin ich ausgeschlossen. Eine Sinnlichkeit, nahe bei Emotionen, vielleicht auch nahe beim Unbewussten, ohne Angst, und zugleich ist es nicht meine Sinnlichkeit, sondern jene der Diva Anna Luif. Es ist ihre Selbstdarstellung, ohne dass sie sich selbst zum Objekt und mich zur Voyeurin macht.

## Schön maskiert

Unterwandert wird die 'Weiblichkeit' dort, wo Frauen sich überzeichnen, über-schminken, verkleiden und verstellen: Sie interpretieren in diesem Moment 'Weiblichkeit' als Maskerade. Ihre List besteht folglich darin, dass sie dem Auge des Betrachters bewusst vorenthalten, Co-Autor der Geschichte zu werden. Sie verweigern es dem Betrachter, mit seinen Wünschen und Phantasien – also als Voyeur – in die

laufende Selbstdarstellung einzugreifen; es ist die einzelne Frau selbst, die ihre Selbstdarstellung und die Art und Weise, wie und was sie von sich zeigt/erzählt/öffentlich macht, bestimmt. So machen Künstlerinnen wie Cindy Sherman zwar Selbstportraits, stellen aber nie sich selbst dar, sondern immer verschiedene Bilder von Spielanlagen von sich. Sie simulieren eine weibliche Identität, die sie zugleich in ihrer hyperkorrekten Darstellung ad absurdum führen und damit überhöhen.

## Tastendes Auge

Das klassisch männliche «Wahrnehmungsideal ist eine entsubjektivierter Blick, der scheinbar alles zu berühren vermag, weil ihn nichts berührt»; dieses Wahrnehmungsideal zerstört mit seiner «Dominanz des körperlosen Auges»<sup>4</sup> die bewegliche Sinnlichkeit, die Wandlungen und Verkleidungen, die Nähe und damit der Austausch mit anderen; es zerstört Schönheiten. Beim Schminken, Essen, Arbeiten, Lieben, Singen, Malen, Sprechen und Verdauen ist also eine erotische Wahrnehmung notwendig, die den Vorrang des Sehens durchbricht und damit alle Sinne wieder aktiviert und ernstnimmt. Denn «seit Aristoteles galt das Sehen in der abendländischen Tradition als der 'höchste' der fünf Sinne, weil er der Rationalität am nächsten steht. Der Tastsinn hingegen galt als der niedrigste, weil er auf Lust und Eros verweist. Eros wurde gleichgesetzt mit dem Gegenteil von Rationalität: mit Sprachlosigkeit, Unbeherrschtheit, manchmal auch Wahnsinn. Beides, Wahnsinn und Lust, verweisen auf etwas jenseits der Symbolisierungsfähigkeit. Gleichzeitig wurde der Tastsinn aber auch als der grundlegende aller Sinne betrachtet: als Basis für das Vorhandensein der anderen Sinne.»<sup>5</sup> Es ist folglich eine Wahrnehmung mit 'berührenden' Augen, die die innere Bilderwelt zu ertasten und abzugreifen und die nach aussen zu sehen, riechen, ahnen, abzutasten und zu spüren verstehen. Es ist diese Art/Kunst des Wahrnehmens, die keine Angst vor Widersprüchlichkeiten kennt, da sie selbst in ihrer Weise widersprüchlich ist, nämlich umfassend sinnlich in der Art der Wahrnehmung (mit allen Sinnen 'schauen'), subjektiv im Für-Wahrnehmen eigener Wahrnehmungen und dialektisch im Austausch dieser Wahrnehmungen mit anderen. So wird jede Frau zu einer Expertin für Schönheit und zur Alltagskünstlerin, wo sie ihre Wahrnehmungen für wahr nimmt und sie zur Grundlage ihres Denkens und Handelns macht. «An diesem Punkt nimmt die Feministische Ästhetik eine Wendung ins Politische. Sie initiiert ein Denken und Handeln, das darauf abzielt, einen Rahmen zu schaffen, in dem die Einzelnen vor Übergriffen geschützt



Carrie Mae Weems, *Ohne Titel*, aus *Küchentisch-Serie*, 1990.

sind, so dass sie ihre Individualität frei entfalten können. Feministische Ästhetik entwirft damit ihrerseits eine Utopie des Besonderen. Anders gesagt: Kunst von Frauen ist ein Ort dieser Utopie in der Gegenwart.»<sup>6</sup>

### Ungeschminkt schön

In diesem Sinne wächst die Bedeutung – nicht der Schönheit, sondern der Ästhetik. Dies gilt vor allem dann, wenn das Ästhetische nicht nur auf die Frage der Kunst eingeengt wird, sondern zur Ästhetik alles rechnet, was zur menschlichen Expressivität gehört. Die Weise, wie Frauen ihre persönliche Lebensweise umsetzen, allenfalls inszenieren, ist ein Akt der Selbstdarstellung ihrer Individualität, also Selbstausdruck und damit auch Schönheit.

Jeder aktuelle Selbstausdruck wird zu einer ästhetischen Erfahrung. Diese ästhetische Erfahrung ist wichtig sowohl als konkrete Veränderung der eigenen, inneren Vorstellungswelten (und damit eine Veränderung auf der symbo-

lischen Ebene) als auch als Spiel mit der momentan zutreffenden Selbst-Darstellung. (In diesem Sinne ist Ästhetik nicht passives Wahrgenommen-Werden, sondern vielmehr aktives Wahrnehmen und Wahrhaben, Gestalten und Inszenieren, Verwirren und sich Einmischen.) «Wenn von Spiel die Rede ist, so heisst das jedoch nicht, dass die Kunst eine Tätigkeit ohne Ernst sei. Der Gegensatz von Spiel ist nicht ernst, sondern Wirklichkeit.»<sup>7</sup> Ich bin als Alltagskünstlerin dann erst in der Wirklichkeit angekommen, wenn ich meinen tastenden Augen, meinen Sinnen mehr vertraue und vertraue als meiner Phantasie und wenn ich zwischen Phantasie und Sinnen präziser differenzieren kann. Dann bin ich ungeschminkt schön.

---

*Lisa Schmuckli ist freischaffende Philosophin.*

---

- 1) Nancy Friday, *Die Macht der Schönheit*, München 1997.
- 2) Vgl. Gudrun-Axeli Knapp, *Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis*, in: Becker-Schmid/Knapp (Hg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/New York 1995, S. 163–194.
- 3) Hanna Gagel, *Den eigenen Augen trauen*, Giessen 1995, S. 15.
- 4) Gisela Pollok zit. nach Gagel a.a.O. S. 16.
- 5) Christina von Braun, *Ce ci n'est pas une femme*, in: *Lettre internationale*, Berlin 1994, S. 80–84, S. 81.
- 6) Herta Nagl-Docekal, *Weibliche Ästhetik oder 'Utopie des Besonderen'?*, in: *Die Philosophin* 5/1992, Tübingen, S. 30–44, S. 41.
- 7) Sarah Kofman, *Die Kindheit der Kunst. Eine Interpretation der Freud'schen Ästhetik*, München 1993, S. 153.

# Diana, Hillary und Co.

Mächtige, allgegenwärtige Frauen als Spiegel für andere Frauen

Andrea Günter und Antje Schrupp

10

Die Hälfte der Menschheit sass vor den Fernsehbildschirmen, um die Beerdigung von Lady Diana zu sehen – ein Phänomen, das monatelang in den Medien, auf den Strassen, in den Wohnzimmern und selbst an den Universitäten diskutiert wurde: Was hat diese junge, eher schüchtern und verklemmt wirkende Frau so berühmt gemacht? Dass sie eine Prinzessin war? Dass sie besonders originell war? Dass sie grosse Taten vollbrachte? – Offenbar nicht, glaubt man den unzähligen Sondersendungen, Kommentaren und Analysen dieser Tage. Dianas Ruhm, so der paradoxe Schluss ihrer Interpreten, sei in erster Linie auf die Tatsache zurückzuführen, dass sie so normal war. Dass sie, obwohl eine der «Royals», doch ein «typisch weibliches» Leben führte: Sie litt unter einem abwesenden und lieblosen Ehemann und an Bulimie, sie wurde vor allem über ihr Aussehen definiert und von bösen Männern (in diesem Fall Fotografen) bedrängt, sie liebte ihre Kinder über alles und engagierte sich nicht in der grossen Politik, sondern in kleinen karitativen Aktionen. Diana, so scheint es, war also berühmt, weil sie gerade nichts Aussergewöhnliches war, sondern eine von uns – das, und nicht ihre eigene, besondere Grösse, machte sie zur «Königin der Herzen».

Auch bei vielen anderen weiblichen Mediengrössen ist von wirklicher Grösse nur wenig zu spüren, Monica Lewinsky ist nur das neueste Beispiel. Selbst Frauen, die tatsächlich etwas Grosses vorhaben, die wirklich originell sind, werden von ihren Medienberatern dazu genötigt, das bei ihrem öffentlichen Auftreten gewissermassen zu vertuschen: Hillary Clinton, die brillante Anwältin und ambitionierte Politikerin, backt vor laufender Kamera Plätzchen, genau wie früher Margaret Thatcher, die sich mit Vorliebe in der Küche ablichten liess.

Es scheint, als würden die Frauen das eherne Mediengesetz: «News is, what's different» (Eine Nachricht ist das, was

anders ist), ausser Kraft setzen. Wenn es um eine Frau geht, dann hängt der medienrelevante Bedeutungspegel offenbar absurderweise gerade davon ab, dass die jeweilige Frau nicht anders ist, sondern gerade eben «typisch». Eine untypische Frau hat keinen Nachrichtenwert, sie ist einfach nur eine Absurdität, eine Randerscheinung, ohne öffentliche Bedeutung.

\*

Welche Wege also kann heute das Begehren von Frauen offiziell suchen, um in die Welt zu kommen? Grösse wird heute am «Hofe» – also in den Medien – als Ort des Erscheinens in der Öffentlichkeit präsentiert, wobei der Ort allein schon Grösse zu garantieren scheint. Ein anderer Weg für Frauen, ihr Bedürfnis nach Grösse und Perfektion zu verwirklichen, (und der, den die meisten von uns wählen), ist die Berufstätigkeit. Die Frau, die sich selbst, die ihr Begehren verwirklichen will, ist heute zur berufstätigen Frau geworden, die Karriere macht und Macht hat. Doch auch dieser Weg hat einen Haken: Er beinhaltet oft, dass die weibliche Grösse unsichtbar wird, indem das Tun einer Frau völlig auf das Amt und die Funktion, die sie innehat, reduziert wird.

Heutzutage widerspricht die Mächtigkeit des öffentlichen Amtes strukturell eher der Möglichkeit, etwas Grosses zu tun, weil das Amt im Grossen und Ganzen vorgibt, was getan werden darf und was nicht. Da wird es zumindest schwierig, Ungewöhnliches zu tun, etwas Neues zur Welt zu bringen. Nur hin und wieder scheint etwas von der Unkonventionalität des weiblichen Begehrens in der täglichen Nachrichtenflut auf: Wenn etwa die britische Irlandministerin Mo Mowlam irische Freiheitskämpfer im Gefängnis besucht oder die Bundesratskandidatin Rita Roos auf die Frage nach ihrem politischen Profil antwortet: «Ihr bekommt mich!» – dann sind das Akte, die das Übliche durchqueren und die Bedeutung der eigensinnigen Person als Dreh- und Angelpunkt der Weltgestaltung auf den Punkt bringen. In solchen Einzelfällen wird deutlich, dass diese originelle Tat von einer Frau begangen wird.

Häufiger jedoch hat es den Anschein, dass Frauen durch die Ausübung weltlicher, also «öffentlichkeitswirksamer» Ämter eher neutralisiert werden und am Vollbringen grosser Taten geradezu gehindert. Wenn sie originell sind, dann wird das im Allgemeinen gerade nicht ihrem Frau-Sein zugesprochen, sondern ihrem vermeintlich geschlechtsneutralen Amtsstatus – wobei sie selbst sich darin aber zunehmend unbehaglich fühlen. Darauf deutet zum

Beispiel der fast schon verzweifelte Versuch der schleswig-holsteinischen Ministerpräsidentin Heide Simonis hin, sich wenigstens durch ihre aussergewöhnliche Hutwahl bei öffentlichen Auftritten als Frau zu identifizieren.

\*

Welche Bedeutung hat es nun vor diesem Hintergrund, wenn Hillary und andere, die den Weg der Karriere und der Macht gegangen sind, in der Öffentlichkeit «Plätzchen backen»? Diese Geste lässt sich bei ihnen in den neunziger Jahren nicht mehr einfach auf die Aussage «keine Angst, ich bin ja normal» reduzieren, weil zu viele diesen Mechanismus längst durchschaut haben. Niemand glaubt ihnen mehr, dass sie harmlose Weiblein seien.

Wenn wir nicht den Mechanismus des ewig gleichen Weiblichen und dessen Stereotypisierung wiederholen wollen, dürfen wir der Abwertung des Weiblichen nicht einfach neue Stereotypen und Ideologien über das angemessene weibliche Tätigwerden entgegensetzen (wie es im Feminismus selbst durchaus auch gängig ist), sondern müssen uns darauf konzentrieren, die Unterschiede zwischen Frauen zu interpretieren. Stereotype stereotyp zu interpretieren verschleiert nicht nur die eigenen neuen Ideologien, sondern macht vor allem unfähig, Veränderungen wahrzunehmen – welche Bedeutung hat zum Beispiel das Plätzchen backen vor laufender Kamera in einer Zeit, wo viele junge Frauen gar nicht mehr lernen, wie man Plätzchen backt?

Vielleicht können wir im Plätzchen-Backen der Hillary geradezu einen aggressiven Akt sehen: Er besagt nämlich, dass frau sich nicht unsichtbar macht. Hillary, Margaret und ihre Kolleginnen setzen mit ihrer Zur-Schau-Stellung sogenannter weiblicher Normalität auch ein Zeichen für das weibliche Begehren, sie zeigen, dass sie nicht unsichtbar werden und dass in der Öffentlichkeit weiterhin mit ihnen als ganzer Person, aber auch mit dem weiblichen Begehren gerechnet werden muss. (Ob sie sich selbst darüber im Klaren sind, darüber sind sich die Autorinnen dieses Artikels uneinig, aber vielleicht ist das ja auch gar nicht das Entscheidende).

Die Bedeutung von Zeichen kann sich verändern, auch wenn die Zeichen selbst gleich zu bleiben scheinen. Uns dies vor Augen zu führen, ist, so scheint es, die eigentliche Mission von Madonna. Diese exzentrische Künstlerin, deren Markenzeichen es in den achtziger Jahren war, mit allen möglichen Tabus zu brechen, betont in Interviews immer wieder, dass sie ihre Mission unter anderem auch darin sieht, neue Wege vorzuleben, die alle

Frauen gehen könnten. Und so ist ihre anspruchsvolle Selbstbezeichnung – Madonna! – keineswegs nur ein Mediengag, sondern Programm. Wer noch Zweifel daran hatte, dass sie damit keineswegs die Frauen-ecke meint, sondern die gesamte Welt und ihr Heil, musste spätestens vor dem Namen kapitulieren, den sie für ihre Tochter fand: «Lourdes». In den «Girlies» der späten Neunziger hat Madonna ihre Erbinnen gefunden, auch wenn deren Weltbild viel oberflächlicher und schlichter ist, wie immer, wenn ein Original zu Massenware verarbeitet wird. Aber immerhin: «Weil ich ein Mädchen bin», so singen sie ganz zutreffend, tragen sie Minirock und Springerstiefel – das zumindest haben sie kapiert.

\*

Zurück zur weiblichen Grösse: Eine Frau, die unbestritten an der Mittelmässigkeit des üblichen Normalen litt, war Theresa von Avila, die Grosses für sich, für den Glauben, für das Zusammenleben der Menschen, insbesondere der Frauen, in der Welt wollte. Und sie vollbrachte Grosses: Sie reformierte das mittelalterliche Klosterleben und gründete dabei viele Klöster, weshalb sie sich nicht nur mit Kirchenoberen, Papstbehörde, der Inquisition, weltlichen Machthabern und Geldgebern herumschlug, sondern sie hatte auch mit den Frauen in den Klöstern zu kämpfen. Ausserdem (und das ist der Grund, warum wir heute noch um sie wissen und sie bewundern können) hat sie geschrieben, biografische Texte, in denen sie die politische und die theologische Seite ihrer Aktivitäten darlegte und letztlich eine Theorie des Seelenlebens ausarbeitete, in der die Bedürfnisse der Person und die Bedingungen des Menschseins, Welthaftigkeit und Gottesliebe auf eine Weise miteinander verhandelt werden, die auch für uns heute noch beeindruckend ist.

Da es zu Theresas Zeiten keine Presse gab, wissen wir nicht, wie damals über sie gesprochen wurde. Vermutlich viel Übles, denn in ihren Schriften warnt sie immer wieder vor übler Nachrede (insbesondere vor der der Frauen), die nämlich dazu dient, andere kleiner zu machen und zu blamieren und damit letztlich alle schwächt und klein hält. Und Theresa hatte mehr als alle Frauen heute Grund, eine öffentliche Verleumdung und Anfeindung ihrer Person zu fürchten, denn bei ihr ging es im wahrsten Sinn des Wortes um ihre Existenz: Ihre Biografie lag bis kurz vor ihrem Tod bei der Inquisition. Inzwischen hat die gleiche katholische Kirche sie längst heiliggesprochen, was aber genausowenig zu bedeuten hat. Es ist nur ein weiteres Beispiel

dafür, dass die «öffentliche Meinung» im Rahmen einer männlichen symbolischen Ordnung nichts über die Qualität weiblichen Handelns aussagt – oder sollte zuweilen auch sie nicht umhinkommen, die Qualität weiblichen Handelns anzuerkennen?

Auch die andere Theresa, Mutter Theresa, ist einen ähnlichen Weg gegangen: Sie konnte Grosses tun, gerade weil sie kein Amt hatte, sondern einfach angefangen hat, tätig zu werden, und dabei das zu tun, was in ihrem Vermögen lag, und dies mehren und wachsen zu lassen, insofern es sich selbst trug und andere veranlasste, sie bei der Ausführung ihres Werkes zu unterstützen.

Vielleicht hat das Vermögen der beiden Theresen, grosse Werke zu tun, auch etwas damit zu tun, dass beide nicht verheiratet waren, dass beide Nonnen waren. Dieser Stand gestattete ihnen, nicht über den Mann und damit allein innerhalb der Welt und deren Kategorien definiert zu sein, sondern zu erfahren, dass sie in der Ordnung des Seins verankert sind, wo Welt und Gott, Werk und Spiritualität miteinander verwoben sind. Diese Erfahrung erlaubte ihnen auch, sich nicht ständig der eigenen Identität als Frau vergewissern zu müssen, sie befreite sie von der Versuchung, das Weibliche im Unterschied zum Mann (und damit reduziert auf den Bezug zu ihm) zu lokalisieren oder zu behaupten. Vielmehr fanden die beiden Theresen die Gewissheit der eigenen Existenz in der eigenen Leidenschaft für Gott, die nicht bewiesen zu werden braucht, weil diese Leidenschaft ständig und in allen Dingen von Gott spricht und Teil der Ordnung des Seins ist.

Nur wer nicht ständig mit der Vergewisserung des eigenen Selbst beschäftigt ist, kann tatsächlich in dem Versprechen von Jesus leben: «Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch grössere vollbringen...» (Joh. 14,12), ein Versprechen, das nicht einfach eine Spiegelung in Jesus ist, sondern diese durchqueren und überschreiten will, das einen Anreiz schaffen will, weil es ganz weltlich und auch ganz politisch ist (wie Hannah Arendt bemerkt), denn Jesus ist mit der Welt und deren Bedingungen und Institutionen konfrontiert und in der Auseinandersetzung mit diesen tätig gewesen.

\*

Die Spiegelung in der anderen Frau oder in der Welt kann der freiheitlichen Existenz von Frauen geradezu entgegenstehen – und damit auch die neue Flut an weiblichen «Vorbildern», die die Medien präsentieren. Auch die Spiegelung in der anderen Frau, in

Lady Diana, in Hillary, in Madonna oder selbst in Mutter Theresa kann der freiheitlichen Existenz einer Frau entgegenstehen, wenn sie so auf die Projektionsfläche oder auf die unmittelbare Beziehung zur anderen reduziert wird. Oder wenn dieser Spiegel leer, nichtssagend ist, geradewegs dadurch, dass er uns immer wieder dasselbe zu sagen scheint, womit er uns gleichfalls nichts sagt, ausser dass er eben spiegelt. Ein Effekt, den uns die vielen Medienbilder vermitteln, die dasselbe unendlich oft wiederholen und die Spiegelung zu einem Selbstzweck machen, die also, statt zu erfüllen, nur eine grosse Leere hinterlässt. So führt die Spiegelung in der anderen Frau statt zur Orientierung zu Frustration, Sprachlosigkeit und Hysterie. Die Spiegelung ist, für sich genommen, sinnlos, ohne Sinn, sie braucht Substanz, Materie, Material, ein Mehr, Vermittlung, Deutung, letztlich Distanz und Anbindung an die Welt, an die anderen, an die Gegenwart. Dann aber ist die Spiegelung keine Spiegelung mehr, sondern Deutung, Ereignis und Begegnung.

---

*Andrea Günter, Studium der Philosophie, Theologie und Germanistik, Lehrbeauftragte an der Universität Freiburg, hat soeben ihre Habilitation zum Thema der Politischen Philosophie und des Denkens der Geschlechterdifferenz eingereicht.*

*Antje Schrupp ist Journalistin und Politologin, freie Autorin für Radio und Fachpresse in Frankfurt.*

---

# Himmlicher Spiegel

Doris Strahm

12

Im Advent 1998 ist von Kurt Koch, Bischof von Basel, ein Bischofswort zum «Gott-Vater-Jahr» erschienen, das dem «Geheimnis des göttlichen Vaters» gewidmet ist und dazu aufruft, das christliche Leben als irdische Pilgerschaft und als Heimkehr zum himmlischen Vater zu verstehen und zu gestalten. Vorangegangen sind dem «Gott-Vater-Jahr» ein «Heilig-Geist-Jahr» und ein «Jesus-Christus-Jahr». Vollkommen unberührt von der seit über zwanzig Jahren von Frauen geäußerten Kritik an der exklusiv männlichen Rede von Gott, wird in diesem Bischofswort einmal mehr ein Gottesbild zementiert, in dem sich allein das Bild des Mannes spiegelt.

Die Ignoranz gegenüber der Kritik von Frauen an einem rein männlichen Gottesbild, aber auch gegenüber der von ihnen in den letzten Jahren entwickelten neuen liturgischen Sprache und neuen Gottesbildern, die auch der Erfahrungswelt von Frauen entnommen und Ausdruck ihrer Beziehung zum Göttlichen sind, ist jedoch, wie ich von reformierten Frauen weiss, nicht auf die römisch-katholische Kirche beschränkt.

«Gott ist der Spiegel des Menschen», hat Ludwig Feuerbach vor gut 150 Jahren geschrieben. Wenn dem so ist, dann ist im Christentum Gott nicht der Spiegel des Menschen, sondern der Spiegel des Mannes: Gottvater, Gottsohn und Heiliger Geist. Ein Spiegel, der dem Mann sein Bild sogar in dreifacher Gestalt zurückwirft. Der Frau dagegen fehlt in unserer christlichen Kultur ein solch göttlicher Spiegel, in dem sie ihr Bild erkennen kann.

Auf die Folgen dieser fehlenden Repräsentation der Frauen im Göttlichen oder der göttlichen Repräsentation des Weiblichen weisen feministische Theologinnen seit Jahren hin: Sie ist einhergegangen mit einer jahrhundertelangen Geschichte der Abwertung der Frauen als dem zweiten, minderen Geschlecht,

der Identifizierung des Weiblichen mit dem vergänglichen und sündhaften Fleisch, mit Natur, Passivität und Immanenz.

Die Ausschliessung der Frauen von der Repräsentation des Göttlichen ist aber nicht nur mit einer frauenfeindlichen Geschichte einhergegangen. Das Fehlen eines göttlichen Spiegels hat ebenso das Selbstbild von Frauen geprägt bzw. das Bewusstsein des göttlichen Seins von Frauen zerstört – das Bewusstsein darüber, was es heisst, Bild Gottes zu sein als Frau, das göttliche Selbst in sich zu entfalten.

Um Frau zu werden, um unser Selbst als Frauen zur Erscheinung zu bringen – das, was wir unabhängig vom Mann und *seinem* Bestimmungen unseres Wesens sind bzw. wer wir sein werden – dazu brauchen wir, so die französische Philosophin und Psychoanalytikerin Luce Irigaray, die Vorstellung einer weiblichen Transzendenz, einer weiblichen Gottheit, welche die Vollendung *unserer* Subjektivität darstellt und uns die Transfiguration *unseres* Fleisches eröffnen würde. «Der Frau fehlt ein Spiegel, um Frau zu werden. Einen Gott haben und seine Gattung werden, ist nicht voneinander zu trennen (...) Wir brauchen die Ahnung einer Vollkommenheit, um zu werden. Kein starres Ziel, kein unveränderlich postuliertes Eins. Sondern eine Kohäsion und einen Horizont, die uns den Übergang zwischen Vergangenheit und Zukunft sichern...»<sup>1</sup> «Um zu werden, ist es notwendig, eine Gattung oder ein (folglich geschlechtlich differenziertes) Wesen als *Horizont* zu haben. (...) Werden bedeutet, die ganze Vielfalt dessen, was wir sein können, zu erfüllen.»<sup>2</sup> Sicher, das Ende dieses Weges wird niemals erreicht. Aber dieser göttliche Horizont weist der Frau einen Weg, Frau zu werden, ist Motor für ihre Vervollkommnung, für die Entfaltung ihrer Subjektivität.

Doch bis heute fehlt den Frauen in unserer christlichen, westlichen Kultur eine kulturelle und symbolische Repräsentation ihrer Subjektivität, ein symbolisch-religiöses Bezugssystem, mit dem sie ihrem Wollen und Können in der Geschichte Geltung verschaffen. «Unsere Tradition glorifiziert in ihren Präsentationen und Repräsentationen das Aufblühen der Mutter, selten das der Frau. (...) Es fehlt uns die weibliche Trinität. Aber ohne Göttliches, das ihr entspricht, kann die Frau ihre Subjektivität in keinem ihr angemessenen Ziel erfüllen. Ihr fehlt ein 'Ideal', das ihr Ziel und Weg wäre, um zu werden. (...) Der Mann soll ihr vollkommenes Andere sein. Ihr Modell. Ihr Wesen. Sie hätte keine humanere und göttlichere Perspektive als die, *Mann* zu werden.»<sup>3</sup>

Um Frau zu werden, um ihre weibliche Subjektivität zu erfüllen, braucht die Frau nach Irigaray einen weiblichen Gott, die die Vollendung *ihrer* Subjektivität darstellt.<sup>4</sup> Einen Freiheitsraum und Bereich des Nicht-Determiniertseins jenseits der phalokratischen Ordnung, der es ihr ermöglichen würde, noch zu wachsen, sich zu bestätigen, zu entfalten – einzeln und gemeinsam, und das in ihr noch verborgene Göttliche zu inkarnieren. «Den menschengewordenen Gott respektieren, heisst das nicht, den Gott in uns und unserem Gattungsgeschlecht zu inkarnieren: Tochter-Fraumutter? Diese Verpflichtung ist uns als solche nie dargestellt worden. Im Gegenteil. Merkwürdige ethische Verfehlung der Menschheit! Unserer Kultur, unserer Religion.»<sup>5</sup>

Auch wenn sich für mich persönlich eine feministische Reflexion der Gottesfrage und der Beziehung von Frauen zum Göttlichen nicht im Postulat einer weiblichen Transzendenz, eines göttlichen Spiegels für Frauen erschöpft, so bleibt die Forderung nach einer göttlichen Repräsentation der Frau auf jeden Fall grundlegend für die Entwicklung einer nicht-sexistischen, frauenbefreienden Theologie und Anthropologie. Und sie ist leider noch immer höchst aktuell, wie die Ignoranz der römisch-katholischen Kirche gegenüber der feministischen Kritik an der rein männlichen Gottessymbolik zeigt. Die Frage ist, wie lange Frauen sich dies noch gefallen lassen.

---

Doris Strahm ist freischaffende feministische Theologin und Publizistin sowie FAMA-Redaktorin.

---

1) Luce Irigaray, *Göttliche Frauen*, in: *Dies., Genealogie der Geschlechter*, Freiburg i.Br. 1989, 111.

2) Irigaray, *ebd.* 102.

3) Irigaray, *ebd.* 106.

4) Vgl. Irigaray, *ebd.*

5) Irigaray, *ebd.* 118.

# Wider- spiegelungen

Irina Bossart

Im Spiegel sieht die Edelfrau nicht die erwünschte Schönheit, sondern den tanzenden, halbverwesten Tod. Auf ihrem Gesicht zeichnet sich Entsetzen, nicht Ergötzung, ab. Die dargestellte Opposition ist gleich doppelt verkehrt: Der Tod tanzt, während die Edelfrau vor Schreck erstarrt. Zudem widerspiegelt

der tanzende Tod schon in sich eine verkehrte Ordnung. Denn Tanz ist Inbegriff von Freude, Lebensliebe und Genuss. Doch darin lockt(e) er auch zur Sünde. Und letztere verweist auf die Vertreibung aus dem Paradies und bietet damit eine Erklärung für den Tod in der Welt, wonach die vertriebene Existenz eine verkehrte ist und der Tod als Folge der Sünde/des «Sündenfalls» erscheint. Der Spiegel zeigt nicht nur die Konsequenz der Sünde, indem er den Tod gleichsam präfigurativ abbildet, sondern er gibt auch Auskunft über die Art der «Sünde» der Edelfrau. Im vorliegenden Fall ist der Spiegel Symbol für Hoffart, Hochmut und Eitelkeit. Hoffart ist zu übersetzen mit edlem Stolz, äusserem Glanz, Pracht und einer Art, vornehm zu leben. Darin ist die Edelfrau dem Leben teilhaftig und wendet sich der Welt zu.

Die Abbildung der Edelfrau mit dem Spiegel ist ein Fragment aus dem 1805 abgebrochenen Totentanzzyklus, der die Friedhofinnenmauer nächst der Predigerkirche schmückte. Der Basler To-

tentanz wurde vermutlich zwischen 1440 und 1450 geschaffen. Er lässt sich als gemalte Busspredigt deuten, deren Absicht es war, an die Vergänglichkeit zu erinnern und zur Umkehr, in diesem Fall zur Abkehr von der Welt zu mahnen. Geistesgeschichtlicher Hintergrund bildet die Idee von der Hinfälligkeit des Lebens und der Nichtigkeit diesseitiger Werte. Sie wurde von den grossen Reformbewegungen des Mittelalters – denen auch der Predigerorden zuzurechnen ist – betont und verkündet. Gefordert wurde Weltabkehr und eschatologische Orientierung der Lebenspraxis.

1621 erschien erstmals eine Bild- und Textwiedergabe des Basler Totentanzes im Druck. Der Herausgeber dachte dem Totentanz die Funktion «eines schönen polierten Spiegels» zu, der den Menschen «jammer und hinfälligkeit» vor Augen führen sollte. Damit wird die Figur der Edelfrau mit dem Spiegel mindestens doppeldeutig. Zum einen steht sie als Repräsentantin ihres Standes in der hierarchischen Reihenfolge des Bilderzyklus, zum andern verkörpert sie in gleichsam verdichteter Form das ganze Totentanz-Programm. Sie wird zur allegorischen Vanitas Mundi, zur weiblichen Personifikation der Nichtigkeit allen weltlichen Lebens. Wie sich die Edelfrau im Spiegel betrachtet und dabei ihre moralische Unzulänglichkeit sowie ihre kreatürliche Existenz erkennt, so können die BetrachterInnen im Totentanz – wie andernorts vergleichsweise im Beichtspiegel – ihren eigenen Lebenswandel reflektieren.



Tod und Edelfrau, Aquarellkopie, E. Büchel, 1773.

Irina Bossart studiert Geschichte und Theologie in Basel und schliesst derzeit das Studium mit dem Lizentiat ab.

#### Literaturhinweise:

- Franz Egger, *Basler Totentanz*, Basel 1990.
- Herbert Grabes, *Speculum, Mirror und looking-Glass*, Tübingen 1973.
- Helmut Hundsichler, *Im Zeichen der verkehrten Welt*, in: *Symbole des Alltags. Alltag der Symbole*, hrsg. von Gertrud Blaschitz u.a., Graz 1992, S. 555–570.

# Ja wenn die Butch mit der Femme...

Barbara Seiler

Vorhin habe ich in Greenwich Village mit einer Frau einen Kaffee getrunken. Eine Freundin hatte uns zusammengebracht, überzeugt, dass wir eine Menge gemeinsam hätten, weil wir doch beide «politisch» wären. Wir sassen also im Café. (...)

Ich sah sie an und dachte bei mir, dass ich in den Augen dieser Frau eine Fremde bin. Sie sieht mich an, aber sie nimmt mich nicht wahr. Dann sagte sie schliesslich, dass sie die Gesellschaft dafür verabscheut, was sie «Frauen wie mir» angetan hat – Frauen, die sich selbst so sehr hassen, dass sie meinen, wie Männer aussehen und sich verhalten zu müssen. Ich spürte, wie ich zusammenzuckte und rot wurde, und ich erzählte ihr ganz cool und gelassen, dass es Frauen wie mich schon seit ewigen Zeiten gegeben hätte, bevor es Unterdrückung gab, und dass diese Gesellschaften uns damals akzeptiert hätten, und sie setzte ihr sehr interessiertes Gesicht auf – und ausserdem müsste sie jetzt gehen.

So beginnt Leslie Feinberg ihren Roman «Träume in den erwachenden Morgen»<sup>1</sup>. Sie erzählt darin die Geschichte einer jungen Frau, die Anfang der sechziger Jahre in einer Industriestadt Nordamerikas ihr Coming out als Lesbe hat. Erzählt, wie sie in die lesbische Subkultur der damaligen Zeit hineinwächst, eine Subkultur, in der sich Lesben selbstverständlich entweder als Butch oder Femme verstanden und dieses Selbstverständnis für beide überlebenswichtig war. Erzählt von den Kämpfen mit der homophoben Umwelt und von ihrem Stolz. Und erzählt auch, wie diese Subkultur mit der Frauenbewegung unterging und sie selbst heimatlos wurde.

Der Feminismus hat in den 70er Jahren das Butch/Femme-Konzept der lesbischen Subkultur als Imitation heterosexueller Verhaltensmuster kritisiert. «Butches» galten als Kollaborateurinnen mit dem Patriarchat, «Femmes» als ebenso unterdrückt wie die heterosexu-

ellen Frauen. Und Polit-Lesben, die etwas auf sich hielten, hielten vom Butch/Femme-Konzept nichts. Die äusserliche Folge: das Erscheinungsbild von Lesben wurde uniform. «The lesbian feminist Uniform of the Seventies» besteht aus Jeans, Hemd und bequemen Schuhen. Grössere Abweichungen in Richtung «männlich» oder «weiblich» wurden beargwöhnt. Erst in den letzten Jahren versuchen Lesben das Konzept wiederzubeleben als Teil ihrer Geschichte und als erotische Kultur.

## Femmes

Femmes sind die Frauen, denen in den Jahren der Lesbenbewegung der geringste Respekt entgegengebracht wurde. Sie wurden als ideale Projektionsflächen der eigenen Misogynie und internalisierten Homophobie missbraucht.

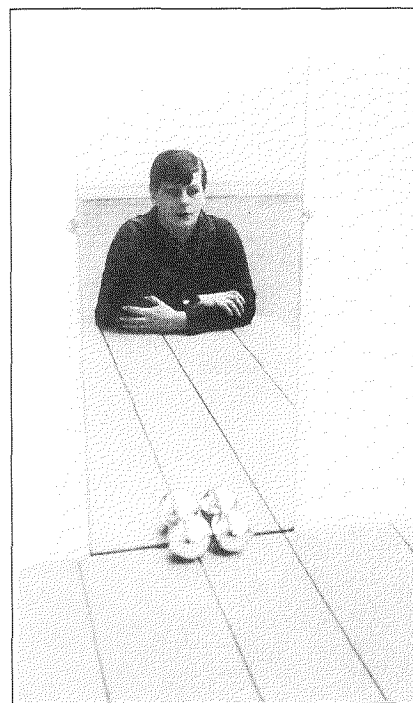
Ohne sie hätten Butches zu allen Zeiten ... nicht überleben können. Die Femme ist der Grund und die Legitimation für eine Butch, butch zu sein.<sup>2</sup>

Sie treten an gegen den Androgynitätszwang der Frauenbewegung und treten ein für ein lustvolles Spiel mit Rollen und Erscheinungen. Die Femme darf wieder Lippenstift und Minirock tragen und sich Feuer geben lassen. Die Butch trägt wieder Hemd und Krawatte und darf der Femme in den Mantel helfen. Und warum auch nicht? Schliesslich trägt die heterosexuelle Feministin der 90er auch keine lila Latzhosen mehr. Trotzdem – das Spiel mit den Rollen irritiert (nicht nur in der Frauenszene): Lesben, die sich als Femme ge-outet haben, berichten, dass sie plötzlich wie Dummchen behandelt werden, und Butches ziehen noch immer Aggressionen auf sich. Dabei kommen die Angriffe nicht selten von lesbischen Schwestern, die in diesen Selbstinszenierungen nach wie vor einen Verrat an den Idealen des Feminismus sehen.

## Butches

Die Butch hat den Bildersturm der letzten Lesbenbewegung mit ein paar Beulen weniger als die Femme überlebt... Die Jeans, festen Schuhe und Hemden, deren Kombinationen es plötzlich so viele in der Szene gab, wurden den Butches von Separatistinnen abgeschaut. Leider nicht die guten Manieren...<sup>3</sup>

Dabei können einer (und nicht nur einer Lesbe) bei der Beschäftigung mit dem Butch/Femme-Konzept durchaus Lichter aufgehen. Lichter z.B. darüber, dass in unseren emanzipierten Köpfen immer noch viele Rollenvorurteile



Florence Henri, Selbstporträt, 1928.

stecken. Lichter darüber, wie wir uns von Äusserlichkeiten verleiten lassen, Urteile über das Innenleben von Menschen zu fällen.

Butches und Femmes stellen dar, was Frauen alles sein können, wenn sie wollen. Indem sie mit ihnen spielen, denunzieren sie die Geschlechterrollen als rein kulturelle Inszenierungen, die mit dem biologischen Geschlecht nichts, aber auch gar nichts zu tun haben. Und sie lassen eine darüber nachdenken, was sie alles auch noch sein könnte, wenn sie nur wollte.

---

Barbara Seiler – praktische Soft Butch mit einem Sissy-Einschlag und einer Prise Mutti – ist FAMA-Redaktorin und Journalistin und lebt (noch) in Zürich.

---

1) Leslie Feinberg, *Träume in den erwachenden Morgen*, Berlin 1996.

2) Stephanie Kuhn, Brigit Scheuch, *Typologie. Was bin ich? Und wenn ja, wieviele? In: Kuhn, Stephanie (Hrsg.): Butch/Femme. Eine erotische Kultur*, Berlin 1997, S. 171.

3) Ebd. S. 177.

# In der Umkleidekabine

Silvia Strahm Bernet



Helen Chadwick, *Eitelkeit II*, 1986.

Die Umkleidekabine ist keine Umkleidekabine. Es geht nicht um Kleider. Die Kleider sind Nebenschauplatz, Statisten, Hauptakteur ist das Fleisch, das leidige, und das wird geprüft. Dafür ist sie da, die Umkleidekabine, für die Prüfung. Was einst der Seele der Beichtstuhl, ist dem Körper die Umkleidekabine. In ihrem gnadenlosen Licht bekennt er seine Unvollkommenheit, seine heimlichen Laster und seine Vergänglichkeit. Heulen herrscht und Zähneknirschen und Reue und Fluch. Nirgends scheint die Verheissung zur Verwandlung näher und leichter: die alte Haut abgestreift, eine neue übergezogen – und die Frau entfaltet ihre fein zusammengefalteten Flügel, wird die Frau, die sie immer schon war, hinter der unscheinbaren Hülle. Der Traum ist süss, die Realität bitter und der Schmetterling flattert vielleicht gerade mal ein paar Tage, bis sich sein Glanz erschöpft.

## Vor der Kabine

Der Wahnwitz beginnt natürlich früher, vor dem Vorhang, für unsereins. Nur die Schönen entgehen ihm, wahrscheinlich, aber auch nur auf Zeit. Es sei denn, ein Messer übernimmt die Regie, und ihr Lächeln wird hinterhältig, nicht aus Schadenfreude, sondern weil das Fett vom Hintern jetzt im Gesicht sitzt. Nicht nur in der Welt, auch im eignen Körperhaus wird dauernd etwas verschoben und umgebaut. Sogar die Worte bleiben nicht verschont und wechseln ihre Substanz: Arschgesicht ist jetzt kein Schimpfwort mehr, sondern eine Auszeichnung. Die Welt, scheint es, ist voller Verrückter, aber sie spielen nach Regeln. Eine der Regeln heisst: Wer nicht spinnt, ist nicht normal.

## Kleider-Tausch, Kleider-Täuschung

Umkleidekabinen sind wahre Warenorte. Deshalb geht es um Täuschung. Hat man ausreichend Kleidung, um das blosses Fleisch zu bedecken und zu wärmen, dient der Rest dem Schmuck, und Schmuck will das Glitzern, das Kost-

bar-Köstliche, den Augenfang. Und Augenfang heisst für die nicht mit dem Glanz der Schönheit Gesegneten: Ablenkung. Die Augen werden dahin geführt, wo das schöne Detail sich entfaltet. Natürlich sind nicht alle so pessimistisch, und natürlich gibt es unter uns auch Konsumasketinnen und solche von der Art «Also ich, ich habe damit gar keine Probleme», Leute eben, die wahre Schönheit nicht im Warenhaften sondern im wahrhaft Guten sehen können. Für die Masochistischeren unter uns sind diese kleinen intimen Selbsterkundungsorte Orte der Kränkung und der Hoffnung auf ein bisschen Gnade. Eine Gnade, vielleicht von der Grösse 38. Auch das ist Religion.

## Diät-Moral

Wer will schon ein guter Mensch werden, wenn auch eine Diät hilft, mit sich und der Welt ins Reine zu kommen. Natürlich ist auch die Diät anstrengend, vielleicht nicht von Erfolg gekrönt, aber immerhin, die Möglichkeit besteht, dass man etwas erreicht, das zu *sehen* ist. Vergehen gegen den Nächsten sind weniger im Blickfeld als die Kalorientagesration, und das erste Gebot dieser fleischigen Religion heisst ja denn auch: «Du sollst kein unnötiges Fett zu dir nehmen».

In der Umkleidekabine aber, da feiern unsere Sünden ihre verpönte Inkarnation. In ihrem Spiegel geniessen die kleinen und grossen Fetteufel ihr gottloses Fest. Und wir, in ihrem wabbeligen Bann, wir gelangen nie ins gelobte Land. Denn unser Fett ist sesshaft, es gefällt ihm, wo es ist. Es hat keinen Sinn für Höheres, etwa für eine Wagnepartie. Verhandeln nützt nichts. Überdies sind uns die Hände gebunden – ans Glas Wein, die Schokolade, die Chips und all die fettigen Übel, die hinter jeder Köstlichkeit lauern. Also ich halte keine Diät, sagt Claudia Schiffer, ich esse bloss keine Wurstwaren, keinen Käse, keine Eier, kein Fleisch, kei-

ne Süssigkeiten, trinke keine Milch und keinen Alkohol. Wir übersetzen: Ich mache keine Diät, ich lebe einfach nicht. Und wir sind erleichtert, beinahe zufrieden und glauben, erwachsener zu sein und vom Leben mehr zu verstehen und genau das zu wünschen: mitten hinein und alles mit dem grossen Löffel, das Glas bis oben gefüllt; kein zartes Knabbern am Rand, sondern die Zähne hinein geschlagen, bis es tropft, das dick beschmierte, fettige glückliche Leben!

## Qualitätskontrolle

Nur in der Umkleidekabine, da werden wir jedesmal schwach. Hier ist nichts mit dem prallen, saftigen Leben, gierig aufgeleckt. Hier ist Prüfstellung und Qualitätskontrolle. Lebenslust zählt nicht, wenn sich die Knöpfe der Levis nicht schliessen lassen. Für einen kurzen Augenblick blitzt die Möglichkeit auf, dass irgendetwas nicht stimmt, nicht mit mir, sondern mit der Hose. Ein Sekundenfenster Wut, dann die ganz normale Selbstverachtung. Gerne wären wir freundlicher zu uns, versöhnlicher, tapferer, gerne hätten wir anerkanntere Probleme. Und doch: Wenn sie uns begegnete, die Fee mit ihren Wünschen, wenn sie uns in der Umkleidekabine begegnete, es siegte vielleicht doch der alte, ungern eingestandene Traum: «Eine Fee gewährt einer Frau einen Wunsch. 'Dünne Oberschenkel', antwortet sie. Die Fee ist empört: 'Sieh Dir an, in welchem Zustand die Welt ist – und Du willst für Dich dünne Oberschenkel?' Die Frau kleinlaut: 'Du hast recht. Bitte dünne Oberschenkel für alle.'»

---

Silvia Strahm Bernet ist Mitarbeiterin auf der Frauenkirchenstelle Luzern und Mitglied der FAMA-Redaktion.

---

## Neuerscheinungen

**Das Weite wählen. Helle und dunkle Texte zum Thema VERTRAUEN,** Hrsg. Ruth Mayer, Zürich 1999, Edition R u. F, Postfach, 8029 Zürich.

«Ich wollte hinaus  
und blieb im Fenster  
stecken  
konnte nicht vor noch zurück  
drei Tage lang  
Dann ging alles leicht  
gradaufgerichtet ging ich  
zur Tür – sie war offen

Und gross genug...» (Brigit Keller)  
Nur ein kleiner Ausschnitt aus dem, was «das Weite wählen» heissen kann. Dreissig Frauen haben ihren – sehr vielfältigen – Teil dazu beigetragen und regen an, nicht nur darüber nachzudenken, was sie uns zu erzählen wussten, sondern sich selbst eine Antwort zu schreiben auf die Frage, was das Weite wählen, ins eigene Leben hineinbuchstabiert, heissen könnte.

**Quergängerin 6: Geschichten aus der Empore.** Auf den Spuren jüdischer Frauen in Basel.

In diesem Buch kommen jüdische Baslerinnen zu Wort, die ihren Platz auf der Empore, einem von den Männern getrennten Platz, verlassen haben und aktiv Geschichte machen. Als Grundlage dient der gleichnamige Stadtrundgang.

**Bildschön & Geistreich. Biblische Frauen im Spiegelbild der Stadt.** Sechs theologische Rundgänge durch Basel.

In diesem Stadtrundgang werden die oft gar nicht mehr wahrgenommenen Bilder und Geschichten biblischer Frauen aus ihrem Schattendasein ins Licht gerückt. Sechs erläuternde und besinnliche Rund- und Quergänge führen zu verschiedenen Bildorten der Stadt.

Beide Bücher sind im eFeF-Verlag erschienen, sind aber auch zu beziehen bei: Verein Frauenstadtrundgang, Postfach 1406, 4001 Basel.

**Judith Giovanelli-Blocher, Das gefrorene Meer,** Zürich 1999.

Die eine oder andere Frau wird Judith Giovanelli-Blocher als Supervisorin oder Organisationsberaterin kennen, als Dozentin vielleicht, dass sie aber neben ihren Qualitäten in diesem Bereich auch schreiben kann, das ist vielen nicht vertraut. Es ist eine grosse Fähigkeit dieses Buches, dieser Frau, dass man beim Lesen ihrer Erinnerungen an die Kindheit in einem Zürcher Pfarrhaus, selbst ein Mädchen wird, auf Augenhöhe der Lore im gefrorenen Meer, dass man bald einmal mit ihr die Blumen der reich geschmückten Gräber auf die kargen pflanzt und am Mittagstisch sitzt und die schwierigen Fragen des Vaters, des Truppenführers, zu beantworten versucht: «'Lore, denk nach, warum kann denn ein Wald etwas Schönes sein?' Lore rätselt. Wohl deshalb, weil er aus Natur gemacht sei. Aber wieso denn die Natur schön sei? 'Weil der liebe Gott sie gemacht hat!' Dieser Antwort ist sich Lore sicher. 'Ja schon, aber die Bäume haben doch die Förster in die Baumschule gepflanzt!', sagt der Vater lauernd. Aber die Menschen hätten niemals die Tannen erfinden können, ist Lore überzeugt. 'Wieso denn nicht?' Lore weiss es nicht. Ihre Flügel sinken nach unten und kleben am Fangnetz fest.»

**Gleichstellung der Geschlechter und die Kirchen.** Ein Beitrag zur menschenrechtlichen und ökumenischen Diskussion, Hrsg. Denise Buser und Adrian Loretan.

Weltweit bemüht man sich, Diskriminierung von Frauen in allen Lebensbereichen zu kritisieren und zu beseitigen. In diesem Umfeld sind die Kirchen und Religionsgemeinschaften herausgefordert, die Stellung der Frauen in ihren Reihen zu verbessern.

Frauen sind nicht in allen Kirchen zu den Ämtern zugelassen. Damit ist eine zentrale ökumenische Frage aufgebrochen. Der Ausschluss der Frauen von den Weiheämtern und von den zentralen Leitungsfunktionen der Kirchen steht für viele Menschen im Widerspruch zum weltlichen Gleichstellungsrecht. In der Glaubensverkündigung der Kirchen wird die veränderte Stellung der Frauen noch wenig berücksichtigt, was zunehmend zum Bruch zwischen gesellschaftlicher Realität und kirchlicher Wahrnehmung führt. Ohne Frauen in den entscheidenden Ämtern wird dieser Bruch noch grösser.

Das Buch mit Beiträgen verschiedener TheologInnen und JuristInnen entwirft interdisziplinäre Lösungen für den Geschlechterdiskurs in den Kirchen.

**Ivone Gebara, Le mal au féminin.** Réflexions théologiques à partir du féminisme, L'Harmattan, Paris 1999.

In ihrer theologischen Doktorarbeit, an der die von «Rom» zu einem «Buss-Schweigen» verurteilte brasilianische feministische Theologin Ivone Gebara während ihres «Exils» in Löwen gearbeitet hat und die nun eben erschienen ist, versucht sie eine feministische Annäherung an das Problem des (individuell und strukturell) Bösen/Schlechten (le mal). Dabei interessiert sie weniger dessen Existenz als vielmehr die Frage, wie das Böse verstanden und interpretiert worden ist und welche Rolle diese Interpretation in der Geschichte und der Theologie gespielt hat – speziell in bezug auf die Frauen. Die andere Frage, um die es ihr vor allem geht, ist die Frage, wie Frauen, deren Sicht und Interpretation des Bösen bis heute fehlt, selber das Böse in ihrem Leben erfahren und beschreiben. Gebara beginnt ihre Arbeit daher mit einer Phänomenologie des Bösen im konkreten Leben von Frauen, insbesondere von marginalisierten Frauen in ihrem Kontinent. In einem zweiten Kapitel untersucht sie einige Wurzeln dieser «Übel», der Leiden und Entwürdigungen von Frauen, mittels der hermeneutischen Kategorie «Geschlecht». Ein drittes Kapitel befasst sich mit dem Vollzug und der Aufrechterhaltung des Bösen durch die Frauen, während ein viertes Kapitel der Erfahrung des Heils, der Erfahrung von «Kreuz» und «Auferstehung» im Alltag von Frauen nachgeht. Im letzten Kapitel spürt Gebara phänomenologisch und exemplarisch der Frage nach, welche Erfahrungen Frauen in ihrem Leben als Gotteserfahrungen benennen, wie die Gesichter Gottes für Frauen aussehen. Den Abschluss ihrer Arbeit bildet eine Zusammenfassung, die nochmals die wichtigsten Einsichten ihrer feministischen Annäherung an das Problem des Bösen festhält – und gleichzeitig den Blick offenhält für die zerbrechlichen Erfahrungen von «Heil», von «Auferstehung» in unserem konkreten Leben.

Doris Strahm

**Das Seufzen der Schöpfung.** Ökofeministische Beiträge aus Lateinamerika. Hrsg. Bärbel Fünfsinn/Christa Zinn, Hamburg 1998.

«Essays, biographische Notizen, kurze Arbeitsberichte und eine interessante Auswahl von neuen Ritualen sind die Formen, in denen hier die andere Sprache gesucht wird», schreibt Dorothee Sölle zu diesem Buch. Für all jene, die nach einer Spiritualität in Beziehung zur Leiblichkeit suchen, ist dieses Buch gewiss eine wichtige Sammlung.

*Kostenlos zu beziehen bei: Evangel. Missionswerk Deutschland, Normanweg 17–21, D–20537 Hamburg.*

**Zwischen Fürsorge und Politik.** Geschichte des Bundes Schweizerischer jüdischer Frauenorganisationen, Hrsg.

Elisabeth Weingarten-Guggenheim,  
Zürich 1999.

**Gabriele Bartsch/Dorothee Moser (Hrsg.), Alphabet für die erfolgreiche Kirchenfrau, Stuttgart 1999.**

Dieses Buch wendet sich in erster Linie an Frauen, die in Kirche und Diakonie haupt- und ehrenamtlich arbeiten. Die Leserin erfährt, welchen Wert Beratung, Bündnisse oder Effizienz haben und dass Konflikte, Konkurrenz, Lobby und Macht auch dann wichtig sind, wenn es um ideelle Ziele geht.

**Was soll ich Euch denn noch erklären?** Ein Austausch über Frauengeschichte(n) in zwei deutschen Staaten, Hrsg. Kirsten Beuth/Kirsten Plötz, Gelnhausen 1999.

In vielfältigen Beiträgen wird im vorliegenden Sammelband ein Bogen gespannt von Erinnerungen an ein neues Kleid, eine Radiosendung an einem verregneten Tag, die das bisherige Leben verändert, die Gründung des Weiberrates, die Bedeutung der Flüsterpropaganda in der DDR, Frauen in «Männerberufen» bis hin zu Friedensfrauen in Ost und West und vieles mehr.

**Elisabeth Wieser Schiestl/Heidemarie Krolak Itten, Frauenpassion.** Leiden und Leidenschaft für das Leben, Labyrinth-Verlag, Braunschweig 1999. Im Vertrieb Neue Erde. Auslieferung: Verlagsservice Braunschweig. Aufmerksame FAMA-Leserinnen kennen Elisabeth Wieser Schiestls Werke bereits aus den FAMA-Nummern zu den Themen «Schmerz» und «Inkarnation im Frauenleib». Im vorliegenden, schön gestalteten Buch verbinden sich ihre eindrücklichen Frauenpassionen mit Texten der Psychotherapeutin Heidemarie Krolak Itten, die sich von den Keramiken der Künstlerin inspirieren liess. Texterin und Keramikerin thematisieren weibliche Krisen und Glücksmomente, sie begleiten und würdigen die weisse, die rote und die schwarze Phase im Frauenleben.

## Publikationen

**«Ökofeminismus – Eine Spiritualität des Lebens»**

Unter diesem Titel hat Doris Strahm im Rahmen des «Ökumenischen Ausbildungskurses feministische Theologie» an der Paulus-Akademie in Zürich am 6. März einen Vortrag gehalten, in dem sie Ivone Gebaras Modell eines ganzheitlichen Ökofeminismus vorgestellt hat. Dieser Vortrag ist jetzt abgedruckt in der Zeitschrift *Neue Wege*, Heft 5, Mai 1999.

Bezugsadresse: Dr. Irène Häberle, Michaelskreuzstr. 1, 6037 Root, Tel: 041/450 11 19, E-Mail: fiduz@bluewin.ch

# Forum

## Berichte

**Marga-Bührig-Anerkennungspreis 1999. Patchwork-Ehrung für eine ausgezeichnete Frau**

*Am 2. Mai wurde in Luzern erstmals der Marga-Bührig-Anerkennungspreis für eine basis-orientierte Umsetzung der feministischen Theologie verliehen. Erhalten hat ihn Brigit Keller, Studienleiterin für die Arbeitsbereiche Frauenfragen, Frauenkultur und Literatur an der Zürcher Paulus-Akademie.*

Beinahe zwei Stunden dauerte die Feier im Luzerner Romero-Haus – und war dennoch keine Sekunde zu lang. Der Arbeitskreis Feministische Theologie und der Verein Frauen und Kirche bereiteten Brigit Keller den Tisch, luden zum Ehrenmahl. Viele der Frauen, denen Brigit Keller im Rahmen ihrer Tätigkeit an der Paulus-Akademie in Zürich Raum zur Verfügung gestellt, die sie zu ersten Schritten auf neuen Wegen ermutigt und in ihrer Haltung bestärkt hatte, waren gekommen, um zu danken. So entstand eine Patchworkfeier mit diversen Laudationes, die die Vielfalt an Frauenrealitäten und Frauenbiografien spiegelten, für deren gleichberechtigtes Nebeneinander sich Brigit Keller immer wieder erfolgreich eingesetzt hat. Vroni Grütter wand der Geehrten einen Rosenkranz, die Germanistin, «reformierte Atheistin und feministische Lesbe» Madeleine Marti dankte Brigit Keller für ihr hartnäckiges Nachfragen und ihre Offenheit, die Schauspielerin Roswita Schilling rezitierte aus Kellers Gedichtband «Vogelflug im Augenwinkel», Zeedah Meierhofer-Mangeli überreichte eine rhetorische Liebeserklärung, Annemarie Ott von der Paulus-Akademie würdigte ihre Programmvielfalt und Silvia Strahm Bernet übergab Urkunde und Kuvert mit dem Preisgeld von 5000 Franken. Strahm und der Arbeitskreis Feministische Theologie ehrten «eine Frau, die mit geschlossenen Augen sieht, mit den Fingerspitzen denkt,

sorgfältig, tastend, die in den Vögeln etwas sieht, das mir verborgen bleibt», sagte Strahm in ihrer Laudatio. Marga Bührig selbst reihte sich ebenfalls in die Gruppe der Gratulantinnen ein. Sie sagte, es sei «schön, verwunderlich und ein wenig schwierig, den eigenen Namen als eine Art Gütezeichen zu verstehen». Und dass sie sich daran noch etwas gewöhnen müsse. Brigit Keller, die sich seit vielen Jahren in der Frauenbewegung engagiert, an Tagungen und Veranstaltungen beharrlich feministisch-theologische Themen aufgreift und diese eng verknüpft mit dem gesellschaftspolitischen Kontext reflektiert, gab ein Stück des Dankes zurück. Ihre Arbeit sei nur möglich in Zusammenarbeit mit den vielen anderen Frauen, «die neugierig sind und immer wieder Ideen einbringen», sagte sie. Und mit diesen Frauen freute sie sich über die Preisverleihung. «Es ist wunderbar, ausgezeichnet zu werden.»

Renate Metzger-Breitenfellner

*Da es nicht immer einfach ist, die zwei Preise der Marga-Bührig-Stiftung auseinanderzuhalten, sei es hier nochmals erwähnt: Es gibt einen Marga-Bührig-Anerkennungspreis für die «Basis»-Vermittlung Feministischer Theologie – er wurde im Mai verliehen; und es gibt einen Marga-Bührig-Förderpreis, der Forschungsarbeiten von Frauen unterstützt und fördert – er wird im November 1999 erstmals verliehen.*

**Begegnung mit der brasilianischen Theologin Ivone Gebara**

Gegen fünfzig Frauen und einige Männer nahmen am 8. April die Gelegenheit wahr, der feministischen Theologin und Ordensfrau Ivone Gebara an der Paulus-Akademie in Zürich persönlich zu begegnen. Ivone Gebara, eine der führenden feministischen Theologinnen Lateinamerikas, die bei uns leider noch immer zu wenig bekannt ist, sprach in ihrem Vortrag zum Thema «Ökofeminismus – eine Ethik des Lebens». Seit einigen Jahren arbeitet Ivone Gebara an der Entwicklung einer ökofeministischen Theologie, welche die traditionellen Fundamente der christlichen Theologie verändern und eine neue Sicht der Welt und des Menschseins entwickeln will.

Am Abend in der Paulus-Akademie ging sie allerdings weniger auf das Modell des Ökofeminismus ein, sondern legte den Akzent ihrer Ausführungen auf eine «Ethik des Lebens». In einem ersten Teil ihres Vortrags unter dem Titel «Frauen als Nicht-Subjekte der Ethik» sprach sie über die Beziehung von Frauen und Ethik bzw. die Abwesenheit der Frauen als Subjekte der Ethik und deutete Linien einer feministischen Ethik an. Im weiteren ging sie auf die patriarchale Verbindung von «Frau und

Natur» ein und skizzierte ihre Folgen für Frauen auf der sozio-ökonomischen Ebene (Kolonisierung der Frau und ihres Körpers, patriarchale Konstruktion der Frau als Naturwesen) und der symbolisch-kulturellen Ebene (Abwesenheit der Frauen als Subjekte der Kultur und Symbolproduktion, Religion als eine der prägendsten Institutionen patriarchaler Symbolkonstruktion). Im letzten Teil ihres Vortrags, den sie «Präludium einer ökofeministischen Ethik» nannte, äusserte sie fragile Gedanken zu etwas, das noch nicht existiert; Gedanken, die neue Räume zu öffnen versuchen: für Frauen als ethische Subjekte, die ihre eigene Wahl treffen können und Verantwortung dafür übernehmen, für neue, gerechte Beziehungen zwischen Frauen und Männern, zwischen den Menschen und der Natur; für eine Ethik des Lebens, die die Schmerzen der Ärmsten nicht vergisst, die das Kontextuelle und Konkrete von Entscheidungen gegenüber universalistischen Lösungen betont; eine Ethik, welche die Grenzen des Lebens akzeptiert, die Interdependenz aller Dinge erkennt und das Leben als eine «Mischung» versteht, in der das Gute und das Schlechte nicht wie in idealistischen Konzepten immer eindeutig ist und wir Frauen als Subjekte Verantwortung für das Gute und das Schlechte übernehmen lernen müssen.

Ivone Gebara hat in ihrem spannenden Vortrag vieles nur antönen können, so dass bei mir und vielen anderen der Wunsch geweckt wurde, ihre Gedanken, die für mich immer wieder neue, überraschende Sichtweisen auf das Leben eröffnen, vertiefen zu können. Eine Möglichkeit dazu bietet ihre theologische Doktorarbeit, die eben erschienen ist: Ivone Gebara, *Le Mal au féminin. Reflexions théologiques à partir du féminisme*, Paris 1999 (vgl. Buchhinweis in dieser FAMA Seite 16).

*Doris Strahm*

### Das gegossene Bild, das lügen lehrt

Zwiegespräch zu Mystik und Bilderverbot mit Dorothee Sölle und Fulbert Steffensky. 7. Mai 1999 im Romero-Haus.

Ein «zweistimmiges Singen» haben sie es selber genannt, was sie tun, die beiden: auf einer kleinen Bühne, vor mindestens 130 Leuten. Dass die beiden aber in ihrem zweistimmigen Singen auch die Atonalität pflegen und zeitweise die gesuchte Harmonie zugunsten des Erkenntnisgewinnes zurückstellen, macht den Gesang anregend und reich an Überraschungen.

Zentrale Themen des stündigen Gespräches, das im Wechsel und im Widersprechen und Ergänzen stattfand, waren das Bilderverbot, die dem Glauben nottuende Skepsis und das Bedürf-

nis nach Mystik, nach dem Nichtfunktionalen.

### Bilder-Bilderverbot

Menschen könnten nicht blind leben, ihr Glaube entwerfe Bilder, ein Glaube ohne Bilder sei trostlos. Jede Sprache dränge ins Bild, vor allem eine Sprache, in der es um Liebe gehe, um Beziehung – und worum gehe es in der Sprache des Glaubens denn anderes. Und doch seien die Bilder, selbst die festlegenden Bilder, immer auch brüchig, seien bilderstürmerisch, verlangten nach Neuem, so leitete Steffensky das Gespräch thesenartig ein und Sölle ergänzte: In der Sufi-Tradition (Mystik im Islam) habe Allah 100 Namen, aber nur 99 seien bekannt, heisse es da. Auch dies eine Erinnerung ans Bilderverbot. Den 100. Namen müsse jede(r) immer wieder selbst finden. Mit ein Grund für das Sterben der christlichen Kirchen in Europa sei ihr Mangel an Kreativität, das Nichterlauben solcher Kreativität, das verlangte Nachplappern und die Missachtung der Sprach- und Bildkraft der Glaubenden. In der mystischen Tradition, da sei sie immer am Werk gewesen, diese Kreativität, vor allem im Bilden nichtpersonaler Bilder, bis hin zum Paradoxon: Gott, dieses stille Geschrei! Religiöse Neuerungsbewegungen seien immer bilderstürmerisch gewesen, gingen einher mit dem Zusammenbruch von Lebens- und Bildwelten, seien voll des Misstrauens gegenüber den «geschminkten Welten». Sie seien rigoros, reinigend, auf Klarheit und Ehrlichkeit bedacht und durchsetzt von einer gewissen Skepsis gegenüber dem Schönen, dem Schmuck, der Opulenz, so Steffensky.

### Bilder – Begriffe

Zwischen Skepsis und Bilderlosigkeit muss es einen gangbaren Weg geben: Hier waren sich beide im Hin und Her, für und wider die Gefahren und Notwendigkeiten der Bilder einig. Doch zuvor plädierte Steffensky für den kühlen Strom der Ratio, für die Anstrengung des Begriffes gegenüber der unreflektierten Empfindung, während Sölle die Wärme der religiösen Poesie vertrat. Sicher könne man in der Kälte des Dogmas zugrunde gehen, meinte Steffensky, aber ebenso sehr in der Hitze der Poesie, aber, «konterte» Sölle, jede Religion brauche, gemäss der orthodoxen Tradition, nicht nur ein, sondern drei Elemente, um lebendig zu bleiben:

Petrus (=Institution, Gebäude, Tradition, Rituale), Paulus (=Klarheit, Reflexion) und Johannes (=Mystik). Dass diese drei Elemente so oft nebeneinander stünden, unverbunden und nicht füreinander fruchtbar gemacht, führte sie auf die alte «Gockelkrankheit» zurück: Kaum Kooperation, jeder

glaubt, er habe selbst den besten Teil gewählt.

### Skepsis und Lob

Es gäbe gegenwärtig eine Erfahrungsversessenheit, ein Überhang an Spiritualität, die bedenklich sei, meinte Steffensky. Es müsse zur Erfahrung die Reflexion kommen, die Distanz, die allein durch die Klärung der Erfahrung möglich würde. Und doch, so Sölle: Wenn es in den Kirchen an Mystik fehlt, suchen die Leute sie anderswo, aber unverbunden, nicht an Reflexion gekoppelt. Und wenn die Skepsis auch eine Folge des Bilderverbotes ist, so soll sie doch kein Ziel sein, sondern ein Mittel, oder wie es die Scholastik formulierte: Zentral ist der Glaube, die Theologie aber seine Magd und die Magd ist fürs Putzen zuständig; sie räumt sozusagen den Dreck des Glaubens weg. Auch gibt sie zu bedenken, dass die SkeptikerInnen – und hier denkt sie an ihre linken FreundInnen – dass diese in ihrer modernen Weltverneinung und ihrer Katastrophen«gesinnung» ihre Intelligenz dazu missbrauchten, Hoffnung zu zerstören. Gewiss doch, zur Skepsis gehöre auch das Lob, das Bejahen der Gegenwart, um nicht ExpertIn im Scheitern zu werden, gab Steffensky bereitwillig zu, und doch sei es nicht die Skepsis gewesen, die diesem Jahrhundert am meisten Unglück beschert habe, sondern der Glaube, die Erfahrungsversessenheit, und nicht zu vergessen, die Zustimmung zu Ungeheuerlichkeiten, weder durch Glaube, noch durch Skepsis, sondern durch Zuschauen und Nichteingreifen.

### Skepsis und Moralnester

Sölle zweifelt an der Skepsis als einem tauglichen Instrument. Zur Skepsis brauche es mehr Religion, und, ergänzt Steffensky, Gegengeschichten zur herrschenden Entheimatung, etwas gegen die Tyrannei der Augenblicklichkeit, die zur Folge habe, dass die Gegenwart einleuchte, plausibel sei und beinahe unwidersprochen bleibe. Dazu brauche es jedoch «Moralnester» und diese spiesen sich nicht argumentativ, sondern durch Geschichten, Traditionen, Rituale...und dann doch erneut ein ja aber: Nicht alles sollte funktionalisiert werden, meinte Sölle. Man lebe nicht nur von Zwecken und vom «um zu», gerade das sei etwas, das die Mystik lehre: die Absichtslosigkeit und Achtsamkeit...

Man hätte noch stundenlang zuhören können und hätte noch manche Anregung vertragen und ist wieder einmal mit dem Gefühl heimgegangen, dass es ein Glück ist, dass es Menschen gibt, die ihr Reservoir gefüllt haben und davon reichlich auszuteilen wissen.

*Silvia Strahm Bernet*

## Hinweise

### Das FAMA-Team gratuliert Luise Schottroff ganz herzlich zu ihrem 65. Geburtstag!

Am 11. April 1999 wurde Luise Schottroff 65 Jahre alt, oder jung? Sie ist eine der bekanntesten feministischen Befreiungstheologinnen im deutschsprachigen Raum, deren Veröffentlichungen weit über den akademischen Bereich hinaus viele Frauen und Männer begeistert haben, die einen lebendigen Zugang zu den biblischen Texten suchen. Seit den frühen 70er Jahren verbindet sie in ihrer Arbeit Exegese und gesellschaftspolitisches Engagement. Sie war Mitglied der ChristInnen für den Sozialismus, Mitbegründerin des Heidelberger Arbeitskreises für sozialgeschichtliche Bibelauslegung, aktiv in der Friedensbewegung und verwurzelt in der politischen und kirchlichen Frauenbewegung.

Eine zentrale politische Aufgabe hat sie auch immer darin gesehen, anderen Frauen Qualifikationen im wissenschaftlichen Bereich zu ermöglichen. 1985/86 war sie an der Gründung der Europäischen Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen beteiligt (ESWTR), die die Vernetzung und gegenseitige Unterstützung wissenschaftlich arbeitender Frauen zum Ziel hat. Mittlerweile gehören europaweit mehr als 500 Theologinnen zur ESWTR. Der Forschungsschwerpunkt Feministische Befreiungstheologie, den sie an der Gesamthochschule Kassel aufgebaut hat, wurde zu einem wichtigen Zentrum für feministisch-theologisches Arbeiten.

Mit Ende des Sommersemesters 1999 wird Luise Schottroff pensioniert. Dass dies aber keineswegs ein Abschluss ihrer Arbeit bedeutet, betont sie vehement. In dem 1997 gegründeten Verein «GrenzgängerIn e.V.» wird sie sich weiterhin aktiv für die Entwicklung feministischer Theologie einsetzen. Ein konkretes Ziel ist die Einrichtung eines Instituts für feministisch-theologische Forschung.

Zu ihrem Abschiedsfest sind alle, die sich Luise Schottroff verbunden fühlen, herzlich eingeladen. Es findet am 14. Juli 1999 ab 19.00 Uhr in der Universität Gesamthochschule Kassel (im Giesshaus, Mönchebergstr. 5) statt.

### «Feministische Theorie und Theologie»

Blockseminar mit Elisabeth Schüssler Fiorenza in Zusammenarbeit mit PD Sigrid Brandt, 3. und 4. Juli 1999 in Heidelberg.

Ausgehend von Jesus – Miriam's Kind, Sophia's Prophet werden Theorie und Praxis einer kritischen feministischen Befreiungstheologie und Schriftinterpretation im Mittelpunkt der Diskussion stehen.

*Da uns dieser Hinweis via E-Mail erreicht, aber keine näheren Angaben betreffend Anmeldung und Anmeldeschluss vorliegen, mögen sich interessierte Frauen direkt mit E. Schüssler Fiorenza in Verbindung setzen: elisabeth\_schussler@harvard.edu>*

### Helen Straumann-Stiftung für Feministische Theologie (Luzern)

Die 1996 gegründete Stiftung hat den Zweck, die theologische Forschung aus der Sicht von Frauen zu unterstützen. Theologie/Theologische Frauenforschung versteht sich dabei als offene ökumenische Theologie, die Einseitigkeiten in gängigen theologischen Richtungen reflektiert und kritisiert, vor allem aber neue schöpferische Ansätze entwickelt. Ziel ist die Errichtung einer Forschungsstätte für Feministische Theologie, sobald die erforderlichen Mittel dafür vorhanden sind bzw. ein Haus zur Verfügung steht. Es ist beabsichtigt, alle Materialien Feministischer Theologie von ihren Anfängen an zu sammeln und zu archivieren (ganze Bibliotheken, Zeitschriften, unveröffentlichte Beiträge). Nachlässe von Pionierinnen Feministischer Theologie sind der Stiftung bereits fest versprochen, so die feministisch-theologischen Bücher von Elisabeth Gössmann und Elisabeth Moltmann-Wendel. Auch die Bibliothek der Gründerin der Stiftung selbst wird darin einbezogen.

Neben der Stiftung existiert auch ein Verein «Freundinnen der Helen Straumann-Stiftung für Feministische Theologie, mit Sitz in Kassel. Der Verein hat sich die Aufgabe gesetzt, die Schweizer Stiftung finanziell und arbeitsmässig zu unterstützen.

*Unterlagen sind erhältlich bei: Prof. Dr. Helen Schüngel-Straumann, Schwedenweg 13c, D-34127 Kassel.*

### Let's wear fair! Clean Clothes Campaign für gerecht produzierte Kleider.

Die Kampagne informiert:

- Über die Arbeitsbedingungen bei der Produktion von Kleidern.
- Über die globalen wirtschaftlichen Zusammenhänge in der Textilbranche.

Sie setzt sich ein:

- für gerechte Arbeitsbedingungen bei der Herstellung von Kleidern in Nord und Süd.
- für die Freiheit der Arbeiterinnen und Arbeiter, sich zu organisieren, ohne Sanktionen befürchten zu müssen.

Sie fordert:

- dass sich die grossen Markenfirmen und Grossverteiler an einen vollständigen Verhaltenskodex halten, der die Mindestnorm der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) respektiert.

- dass eine unabhängige Kontrollinstanz die Einhaltung des Kodex überprüft.

Brot für alle, Erklärung von Bern und Fastenopfer, Organisationen, die sich für gerechte Beziehungen zwischen Nord und Süd engagieren, spannen zusammen. Mit der Clean Clothes Campaign wollen sie mit Unterstützung von Konsumentinnen und Konsumenten den Druck auf die grossen Markenfirmen und Grossverteiler erhöhen.

Die clean clothes campaign ist ein einfaches und doch, wenn davon Gebrauch gemacht wird, taugliches Instrument zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Textilproduktion. Der Markt funktioniert schliesslich vor allem über den Konsum, also über unser Kaufverhalten.

Man braucht bloss Postkarten an die betreffenden Firmen zu schreiben und sich zu erkundigen, was sie für gerecht(er) produzierte Kleider zu tun gedenken. (Wo erhältlich, siehe unten.) Am aller einfachsten funktioniert es via Internet. Frau kann direkt die entsprechenden Firmen anklicken und Mails verschicken.

*Clean clothes campaign c/o Erklärung von Bern, Postfach, 8031 Zürich, Tel 01/271 64 34; Fax 01/262 60 60 Internet: www.cleanclothes.ch e-mail: ccc@cleanclothes.ch*

### Wir hauen auf die Pauke

Das Frauenkirchenfest an der Schwelle zum neuen Jahrtausend.

Eine Vorschau zum regionalen ökumenischen Frauenkirchenfest beider Basel.

Rund um den Leonhardskirchplatz werden am Samstag, 11. September 1999 von 9.00 Uhr morgens bis spät in den Abend hinein lautstarke Trommelschläge, leise Zwischentöne, interessante Gespräche und vielstimmige Gesänge zu hören sein. Mit einem Vortrag von Dorothee Wilhelm, mit Ausstellungen, Informationsständen und verschiedenen Workshops, einer gemeinsamen Feier und einem Konzert von HEKATE, einer Frauengruppe, die klassische Musik von Frauen vom Barock bis in die Neuzeit spielt und selber improvisiert.

*Den Prospekt können Sie beziehen bei Anja Kruyse von der Kirchlichen Frauenstelle BL (061/264 92 09) und Agnes Leu (061/264 92 13) von der Projektstelle für Frauen BS.*

## Impressum

### Herausgeber:

Verein zur Herausgabe  
der feministisch-theologischen  
Zeitschrift FAMA

### Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel  
Li Hangartner, Luzern  
Monika Hungerbühler, Basel  
Barbara Lehner, Luzern  
Barbara Seiler, Zürich  
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur  
Doris Strahm, Basel  
Silvia Strahm Bernet, Luzern  
Ursula Vock, Zürich

### Administrations- und

### Redaktionsadresse:

Verein FAMA  
Monika Hungerbühler  
Postfach 300  
CH-4012 Basel

### Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

### Druck:

Gegen-Druck, Luzern

### Abonnement:

Normalabo: Fr. 25.–  
GönnerInnenabo Fr. 40.–  
Auslandabo: Fr. 30.–/DM 30.–  
Abonnementsbestellungen siehe:  
Administrationsadresse  
Kündigungen bis spätestens drei  
Monate vor Ablauf des Abos.  
Einzelnummern: Fr. 6.50 zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

### Retours:

Verein FAMA  
Postfach 300  
CH-4012 Basel

## Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Frau/Spiegel – Frau und Spiegel (Farideh Akashe-Böhme)	3
Spiegel (Zusammengestellt von Silvia Strahm Bernet)	5
Die Welt als Spiegel meiner selbst – Gedankensplitter (Dorothee Dieterich)	6
Abgeschminkt, schön (Lisa Schmuckli)	8
Diana, Hillary und Co. (Andrea Günter und Antje Schrupp)	10
Himmlischer Spiegel (Doris Strahm)	12
Widerspiegelungen (Irina Bossart)	13
Ja wenn die Butch mit der Femme... (Barbara Seiler)	14
In der Umkleidekabine (Silvia Strahm Bernet)	15
Literatur	16
Forum	17

## Bildnachweis

Die Bilder in dieser Nummer stammen aus dem Band «Wie Frauen sich sehen. Selbstbildnisse aus fünf Jahrhunderten» von Frances Borzello, 1998.

Titelbild: Marie-Louise von Motesicsky, Selbstporträt mit Birnen, 1965, ebd. S. 141.

Das Bild auf der Seite 13 stammt aus dem Buch «Basler Totentanz» von Franz Egger, Basel 1990.

## Widerständige Frauen knüpfen Netze – bauen Neues

Neue theologische Einsichten von christlichen Frauen in verschiedenen Kontexten.

### Symposium zum 80. Geburtstag von Dr. theol. h.c. Ruth Epting 10.–13. Oktober 1999, im Missionshaus Basel

Frauen aus vier Kontinenten werden in Basel anzutreffen sein, wenn es darum geht, theologische Einsichten von christlichen Frauen in unterschiedlichen Kontexten zu teilen und einander gegenseitig zu stärken.

Resist – Reconcile – Reshape, so heisst der Dreischritt des Kämpfens gegen Demütigungen, des Brückenbauens im Schmerz und des Suchens nach neuen Wegen, um den es in diesen vier Tagen gehen soll.

Nähere Informationen bei: Basler Mission, Frauenreferat, Missionsstrasse 21, Postfach, 4003 Basel, Tel. 061/ 268 82 57.

## Zornig, zärtlich, streiten für Gerechtigkeit

### Symposium zum 70. Geburtstag von Dorothee Sölle 11./12. September 1999

#### Evangelisches Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Männedorf

Informationen bei: Evang. Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Männedorf, Tel. 01/921 71 11. Detailprogramm erhältlich ab Ende Juni.

## In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Der Arbeitstitel der nächsten Nummer lautet: **Erkundungen zur Spiritualität.**

## Mitarbeiterinnen dieser Nummer

**Farideh Akashe-Böhme**, Rosenhöhweg 25, D-64287 Darmstadt

**Irina Bossart**, Altkircherstrasse 30, 4054 Basel

**Dorothee Dieterich**, Kartausgasse 11, 4058 Basel

**Andrea Günter**, Loretostr. 62, D-79100 Freiburg

**Lisa Schmuckli**, Steinhofstrasse 46, 6005 Luzern

**Antje Schrupp**, Alfred-Brehm-Platz 19, D-60316 Frankfurt

**Doris Strahm**, Gotthelfstrasse 89, 4054 Basel

**Silvia Strahm Bernet**, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern